H. L. A. P. 331.

5, 1, 3

Samlungen

aus der

neuesten britischen

Literatur.

Des ersten Bandes drittes Stück.

Bremen.

bey Johann Henrich Cramer. 1771.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wir haben uns entschlossen, in unsern Samlungen zu Zeiten eine Nachricht von dem Zustande der britischen Schaubühne, und den besten neuesten Schauspielen, die mit besonderm Beifall aufgeführet werden, zu geben. Den Anfang, dieses Vorhaben auszuführen, wollen wir iezo machen, und eine Betrachtung über das britische Theater voran schikken, die wir kürzlich in einem unserer Magazine (*) gelesen haben.

(*) London Magazine. May, 1771, p. 262. f.

Soll die Schaubühne das wirklich seyn, was sie nach der Vorstellung der meisten unserer Schriftsteller von Geschmak seyn muß, nehmlich eine Schule, wo gute Sitten, auf eine angenehme Weise, gelehret werden, so folget, daß diejenigen Schauspiele die besten sind, die uns am meisten, auf die gefälligste Weise, unterrichten. Daher ist es weder eine genaue Befolgung der strengen Regeln der Kritik, noch die sclavische Nachahmung der Alten, welche die Fürtreflichkeit in der dramatischen Literatur ausmacht.

Ein Schriftsteller, der für die Schaubühne arbeiten will, soll nichts mehr bey der Verfertigung eines Schauspiels vor Augen haben, als das Genie desjenigen Volks, vor welchem es aufgeführet werden soll. Verschiedene Länder haben ihre verschiedenen Sitten, und dieser einzige Umstand macht es schon ganz unmöglich, allgemeine Regeln fest zu sezzen, um nach denselben den Werth und die Vorzüge eines dramatischen

Produkts zu bestimmen. — Die kalten Deklamationen, die nach dem Geschmak französischer Zuschauer seyn mögen, würden einen Engländer im Spielhause in Drury lane zum iähnen bringen. Eben so würden auch die Stärke der Fabel, das Wunderbare in der Verwikkelung, und die Mannigfaltigkeit der Handlungen, die erfordert werden, einen englischen Zuschauer zu unterhalten, nach der feinen Kritik der pariser Schaubühne, für ungeschikt oder pantomimisch, für barbarisch oder unnatürlich gehalten werden, ie nachdem das Stük entweder komisch oder tragisch seyn solte.

Es ist grillenfängerisch genug, daß unsere neuen Kritiker uns die alten zur Nachahmung empfehlen; daß sie sie zu Vätern des Drama machen wollen, wenn sie zu eben der Zeit gestehen, daß das beste Trauerspiel des Sophokles mit Unwillen von unsern Schaubühnen würde verwiesen werden: nicht darum, weil das Feuer eines grossen Genies darin fehlte, oder das Leben

einer begeisterten Dichtkunst, sondern wegen des Mangels der Verschiedenheit der Auftritte und der Verwikkelungen, welche allein im Stande sind eine Versamlung von kritischen Zuschauern, von der Bezeugung ihres öffentlichen Unwillens, zurük zu halten. Ein schönes Gedicht kann ein schlechtes Schauspirl seyn, und umgekehrt, ein schönes Schauspiel ein sehlechtes Gedicht. Addisons Cato gehört zu der ersten Art. Die Versification ist sehr ausgearbeitet, die Gedanken erhaben, die Charaktere auf fallend, die Sitten den Personen und Zeiten angemessen, und die ganze Anlage nach den Regeln der Kritik. Allein aller dieser Schönheiten ungeachtet, ist das Schauspiel doch sehr schleppend, wenn es aufgeführet wird. Wir haben nöthig, alle unsere Hochachtung für den Verfasser zusammen zu nehmen, um unsern Unwillen unter zu halten. Hätten nicht gewisse politische Umstände es glüklicher Weise beim ersten Aufführen, sowol bey der Partey der Tories, als auch der Whigs, in Gunst gesezt; wir

sind

sind versichert, es würde nicht die zwote Aufführung überlebt haben.

Allein wir wollen einmahl annehmen, Sophokles und die übrigen tragischen Schriftsteller des Alterthums, wären in der Mannigfaltigkeit der Abwechselungen eben so reich, als sie wirklich offenbar arm daran sind, so bleibt doch noch ein anderer Umstand übrig, der diese Schauspiele auf unserer Bühne nicht allein unangenehm, sondern auch lächerlich machen würde. Unsre Leser, die mit den classischen Schriftstellern bekannt sind, werden es leicht errathen, daß wir hier auf die Chorus dieser Dichter zielen, die allemahl beleidigend für den gesunden Verstand waren, und alle Begriffe der Wahrscheinlichkeit zu Grunde richteten. Vor etwa 10 Jahren wurde ein sehr artiges satyrisches Stük, unter dem Titel: die Wünsche, oder Harlequins Mund eröfnet, den Sommer über unter der Aufsicht Murphys und Foote, auf der Bühne in Drury lane, aufgeführet. Der Verfasser

Dieses sinnreichen Stüks führt eine Episode ein, welche diese über den griechischen Chorus gemachte Anmerkung, sehr erläutert. Diese Episode besteht aus einer Spottragödie, welche den Titel führet: die Pulververschwörung, darin der vorgegebene Verfasser, Herr Distreß, den Guy Faux natürlich genug zu seinem Helden macht. Wann Guy zu der Stelle kommt, da er vorschlägt, das Parliamenthaus in die Luft zu sprengen, so ermahnet ihn der Chorus, eine so barbarische Unternehmung fahren zu lassen, und er bedient sich aller möglichen Gründe, davon man in solchen Umständen Gebrauch machen kann. Gleichwol bleibt Guy unveränderlich bey seinem Vorhaben, und macht Anstalt, es ins Werk zu richten. Bey dieser Gelegenheit fragt einer von den Zuschauern, warum der Chorus nicht sogleich einige Gerichtsbediente herbey hohlen liesse, um den Schurken gefangen zu nehmen, und ihn zu einem Friedensrichter zu führen? Herr Distreß aber antwortet, Possen! Possen! das würde zu natürlich

lich seyn, und der Chorus darf niemahls das Geheimniß verrathen.

Wenn daher die angesehensten unter den griechischen dramatischen Dichtern so wenig Mannigfaltigkeit in den Vorfällen angebracht haben, daß fast alles auf weiter nichts, als auf eine dramatische Unterredung hinaus läuft, und wenn wir sehen, daß der Chorus, wodurch die Zuschauer vorzüglich unterrichtet und belehret werden sollen, auf eine so lächerliche Weise angebracht ist, warum hält man uns denn diese Alten, als Muster, zur Nachahmung beständig vor? Sollen wir das nachahmen, wovon wir wissen, daß es getadelt wird, und sollen wir aufs gute Ansehen des Sophokles, oder Euripides, uns abgeschmakter Dinge schuldig machen? Sollen wir unsre Bühnen mit Choruſſen voll drängen, wenn vielleicht die Hauptperson im Drama in einem Soliloquio etwas redet, daß andre Ohren gar nicht hören solten? Sollen wir es für vernünftig halten, einer Anzahl von Menschen

unser Vorhaben, eine Mordthat zu begehen, zu entdekken, ohne im geringsten zu erlauben, daß ihre Menschlichkeit einen gerechten Unwillen dagegen errege? Kurz von der Sache zu reden: eine affektirende Kritik mag in unsern Tagen die griechische Schaubühne so viel bewundern, als sie will, so ist es doch ausgemacht, daß unser heutiges Theater weit besser eingerichtet ist, als das griechische. Es wird nicht nach den Regeln der Zusammensezzung, sondern nach den Grundsäzzen des gesunden Verstandes, regieret. Was unnatürlich ist, wird sogleich von uns verdammt, und wenn wir gleich in einigen Liebliugsstükken Auftritte dulden, die offenbar unnatürlich sind; so müssen doch die Schönheiten die Unvollkommenheiten weit überwiegen, wenn sie auf eine so grosse Nachsicht von uns einigermassen Anspruch machen wollen.

Wir haben im geringsten nicht die Absicht, durch das, was wir gesagt haben, den griechischen Trauerspielen ihre ihnen ei-

genthümlichen Vorzüge, die sie in einem hohen Grade besizzen, abzusprechen. Und vielleicht kommt unter allen Katastrophen, die iemahls auf der Bühne vorgestellet sind, keine gegen die Katastrophe in der Elektra des Sophokles auf. Hier wird uns ein Tyrann, ein Ehebrecher, ein Mörder, vorgestellt, der über den vermeinten Tod der einzigen Person, die er fürchtete, frohlokket. Allein statt dessen entdekt Aegysthus, indem er das Tuch aufhebt, nicht die verstümmelten Glieder des Orestes, sondern den im Blute liegenden Körper seiner eignen Gemahlin. Er findet auf einmahl, daß Klytemnestra getödtet, und Orestes am Leben ist; und er selbst siehet nichts, als den Tod vor Augen. Diese Anlage des Trauerspiels ist bis zum Erstaunen schön: allein daraus folgt noch nicht, daß alles in dem ganzen Stükke nothwendig schön seyn müsse. Eben so wenig läßt sich behaupten, daß alle Sitten und Gewohnheiten des Alterthums tugendhaft wären, und daß wir sie ohne Unterscheid nachahmen und annehmen

men dürften. Der Geschmak der Griechen war unendlich weit von dem unsrigen unterschieden. Und wenn wir gleich von einer römischen Menschlichkeit und Leutseligkeit in dem gesitteten Zeitalter dieser Republik lesen, so müssen wir doch nicht vergessen, daß auch eben damahls die Römer einen Schauplaz hatten, der 72000 Menschen hielt, wo sie sich damit belustigten, daß sie zusahen, wie ihre unglüklichen Sclaven von den wilden Thieren zerrissen würden. Das Angstgeschrey und die Todesseufzer ihrer vernünftigen Mitgeschöpfe, waren eine Musik in den zärtlichen Ohren der Römer, und ihr Frauenzimmer drängte sich eben so sehr zu diesen schreklichen Schauspielen, als unser heutiges Frauenzimmer sich zu den Masqueraden und italiänischen Opern drängt.

Wenn wir nun gleich glauben, daß die Einrichtung unserer heutigen Schaubühne, überhaupt betrachtet, die Schaubühne der Alten bey weiten übertrift; wenn wir ferner einräumen, daß unsere Schauspiele viel

geschik-

geschikter sind, die grosse Absicht der Unterhaltung und des Unterrichts zu erreichen: so müssen wir doch zu eben der Zeit eingestehen, daß noch einige Verbesserungen nöthig sind, und daß die Vorstellung unanständiger Schauspiele noch viel zu häufig ist, zumahl bey einer so grossen Menge anderer guten und anständigen Schauspiele. — Es ist wahr, Garrick hat es in der Reinigung und Verbesserung der Schaubühne bis zur Verwunderung weit gebracht, seitdem er die Aufsicht in Drury lane gehabt hat; allein es steht in seiner Gewalt, dis heilsame Werk zu vollenden. Und da das Theater in Covent Garden aniezo glüklicher Weise unter der Aufsicht eines mit recht gepriesenen Schriftstellers steht, der schon seit geraumer Zeit seine Feder gebraucht, um die gerechte Sache der guten Sitten zu vertheidigen, so ist im geringsten kein Zweifel, auch er werde seine Hand zu einer so nüzlichen und nöthigen Sache darbieten. Die Hauptabsicht einer Schaubühne, in einer vernünftigen Gesellschaft, solte die seyn,

zu unterrichten. Es kann also nichts der Absicht des Theaters augenscheinlicher zuwider seyn, als die Vorstellung solcher Stükke, darin sich das Laster in einer einnehmenden Gestalt darstellt, und hingegen das schöne Gefühl der Tugend lächerlich gemacht wird,

Der Geschmak in der dramatischen Literatur verbessert sich mit der größten Geschwindigkeit. Gleichwol findet man unter den besten Kunstrichtern eine abergläubische Hochachtung für gewisse Stükke, von welchen sie wissen, daß sie ungemein tadelhaft sind, nicht allein wegen ihres ausschweifenden niedrigen Wizzes, sondern auch, weil sie der Wahrscheinlichkeit offenbar Gewalt anthun. In die erste Classe mögen wir alle Lustspiele des Congreve und Vanburgh rechnen, und in die andere die Trauerspiele des Otway und Lee. Wir könten dis Register hier noch sehr vergrössern, wenn wir es nicht zu unserer Absicht hinlänglich hielten, die vornehmsten dramatischen Uebertreter

treter genant zu haben. Die Sentiments, die sinnreichen Einfälle eines Congreve und eines Vanburgh sind immer aus den Hurenhäusern hergehohlt, ihre Helden sind Schurken und Bösewichter, und ihre tugendhaften Weibspersonen sind eine Satire auf Bescheidenheit und ein zärtliches Gefühl. Man hat diese Anmerkung wol tausendmahl gemacht, und gleichwol bleiben Congreve und Vanburgh noch immer die reizenden Schriftsteller. Man denkt nicht an das Gift, das sie anbieten, weil es in einer glänzenden Schale dargereicht wird; man vergißt es, daß Irthümer und Fehler, ie mehr sie ausgeschmükt werden, um so viel mehr auch der menschlichen Gesellschaft nachtheilig sind.

Nach dem Shakespeare sind wenige unter unsern tragischen Dichtern, die in höherm Range stehen, als Otway. Der Neid selbst muß der Stärke seines Genies Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man daran gedenkt, wie mächtig er das Herz

rühren

rühren kann; auch selbst alsdan, wan er offenbare Ungereimtheiten vorbringt. Wir wollen nun einmahl an sein erhaltenes Benedig gedenken, welches die Verfasser der Dichter-Biographie, vielleicht ohne Unrecht zu haben, etwas vollkommenes in seiner Art genant haben, und anmerken, wie sehr er uns mit sich hinreisset, der schwärzesten Verschwörung wohl zu wünschen. Er gibt dem Hochverrath das Ansehen einer patriotischen Tugend, er erhebt den Anschlag einer mitternächtlichen Mordthat zu dem edlen Gefühl einer anständigen Rache. Ja wenn wir den Jaffier, den zärtlichen, den vor Liebe trunkenen Jaffier, sehen, wie er seine Frau, die er bis zur Thorheit liebt, in einem übelberüchtigten Hause, als Bürge für ein Wort, zurük läßt, daß niemand streitig gemacht; wenn wir ihn bey ieder widrigen Wendung des Glüks sich erklären hören, daß seine Frau nicht allein sterben, sondern auch sein unschuldiges Kind seinen kleinen Hals hergeben soll, so entfält, troz dem gesunden Verstande,

stande, und der zum Märtyrer gewordenen Wahrscheinlichkeit, unserm Auge eine Thräne, und die Kritik wird ein Schlachtopfer am Altar der Menschlichkeit. Eben so geht es uns mit einem andern Stükke, welches den Titel, der Waise, führet. Hier sind zween Brüder, die unendlich verachtungswürdig sind; hier ist ein Chamont, der nicht viel besser ist, als ein liederlicher Wasgehals; hier sind zwo Frauenzimmer, eine wahre Unehre ihres Geschlechts, und gleichwol, so unwahrscheinlich und übelpassend die Lagen sind, worin sich diese Personen befinden, so schändlich und lächerlich die Umstände auch immer seyn mögen, darin man sie antrift, so machen sie doch einen Eindruk auf unser Herz, und die Verachtung, welche alle diese Charaktere verdienten, verlieret sich in der Bewunderung. Wir dürfen indessen diese Dinge nicht als Zeugnisse unsers guten Geschmaks, sondern nur als Beweise unserer gütigen Nachsicht anführen. Nichts kann wohl geschrieben heissen, was offenbar abgeschmakt ist, und

wir thun allemahl genug, wenn wir die Fehler solcher Stükke übersehen, ohne die Stükke selbst, als Proben unserer Vorzüge in der dramatischen Literatur, aufzustellen.

Die beiden Schauspiele, davon wir hier den Plan, oder die Fabel, mit theilen wollen, sind in diesem Jahre zum erstenmahl auf die Bühne gebracht, und mit ausserordentlichem Beifall aufgenommen worden.

Der Westindianer, oder der Amerikaner. Die Personen des Lustspiels sind: Bellcour der Westindianer, Stockwell, Major O'Flaherty, Capt. Dudley, Young Dudley, Fulmore, ein Advokat, Stockwells Schreiber, ein Bedienter. — Lady Rusport, Charlotte, Louisa Dudley, Frau Fulmore, zwo Kam-

Kammermädchen. — Einige Gerichtsbediente, Matrosen, Mohren und andere Bediente. — Die Scene ist in London.

Herr Stockwell hatte in seinen jüngern Jahren die Handlungsgeschäfte des alten Bellcour, eines reichen Kaufmanns in Jamaica, besorget. Er verheiratete sich heimlich mit der einzigen Tochter des alten Bellcour. Während einer Reise des alten Bellcour nach England, kam die junge Frau Stockwell mit einem Sohne nieder, der dem Alten, bey seiner Zurükkunft, als ein an seiner Thür gefundenes Kind, vorgestellet wurde, weil man seinen höchsten Unwillen besorgte, wenn er das Geheimniß der Heirath erführe. Wie der Knabe grösser wurde, machten seine liebenswürdigen Eigenschaften einen solchen Eindruk auf das Herz des alten Bellcour, daß er ihn an Kindes Statt annahm, ihm seinen Namen beylegte, und ihn, nach dem Absterben seiner Tochter (als der Mutter), zum Erben

seines ganzen Vermögens einsezte. Die Mutter des Knaben, wie sie sahe, daß ihr Sohn, so gut, als sie immer wünschen konte, versorget war, nahm das Geheimniß der Heirath mit sich ins Grab, weil sie den Eigensinn ihres Vaters kante, und besorgte, es mögte ihrem Sohne eine solche Entdekkung Schaden thun. —

Stockwell ging bald nach der Geburt seines Sohns nach England zurük, samlete, durch seinen Fleiß in der Handlung, ein sehr ansehnliches Vermögen, und erhielt einen Siz im Parlement. Die Liebe zu seinem Sohne machte, daß er einen beständigen Briefwechsel mit seinem ehemahligen Herrn unterhielt, der endlich, wie der iunge Bellcour zwanzig Jahr alt war, verstarb. Kurz vor seinem Tode empfohl er den iungen Menschen der Fürsorge und der Freundschaft des Herrn Stockwells, weil er ihn als einen wahren Freund und Wohlwünscher seiner Familie ansahe.

Hier fängt sich das Lustspiel an. Der Vorhang wird aufgezogen, und man siehet den Stockwell in seinem Comtoir, mit einem Briefe in der Hand, darin ihm gemeldet wird, daß der iunge Bellcour auf seiner Reise nach Europa begriffen sey. Die Hofnung, sein beynahe aufgegebenes Kind wieder zu sehen, und die Furcht, sein Sohn mögte seiner Erwartung kein Genüge leisten, sezzen sein Gemüth in grosse Unruhe. Doch dis dauert nicht lange. Ein Matrose tritt herein, und bringt die Nachricht, daß der iunge Bellcour in London angekommen sey, und schildert seinen Charakter mit kurzen Worten, wenn er sagt, daß iedermann auf der Insel Jamaika, bey seiner Abreise, geweinet hätte. Eine grosse Anzahl schwarzer Sclaven trägt hierauf das Reisegeräthe des iungen Amerikaners über die Bühne, und ein Bedienter des Herrn Stockwell sagt voller Freuden, daß das von Jamaika gekommene Schiff so viel Rum und Zukker mitgebracht hätte, daß damit die ganze Themse in Punch könte verwandelt werden. Bald

darauf tritt der iunge Bellcour ein, und wird sehr zärtlich von Stockwell empfangen, der ihn, als einen feinen, muntern und artigen iungen Menschen findet, der aber in Gefahr steht, wegen der Heftigkeit seiner Leidenschaften, sich in unendlich viele Verdrießlichkeiten zu stürzen. Nach einigen lustigen Anmerkungen über die Zollhausbedienten und die Sitten von London, treten Bellcour und Stockwell ab. Die Scene verändert sich in ein Zimmer der Lady Rusport, der Stiefmutter Charlottens, eines iungen Frauenzimmers, die innerhalb weniger Monate, nach Verfliessung ihrer Minderiährigkeit, zum Besiz eines grossen Vermögens gelangen wird. Chorlotte wird von Lady Rusport sehr scharf gehalten, weil sie glaubt, daß sie sich in iemanden verliebt habe. Das iunge Frauenzimmer war auch wirklich in ihren Vetter, Carl Dudley, verliebt, der ein Fähnrich, und Capitain Dudleys Sohn war, welcher leztere Lady Rusports Schwester geheiratet hatte, und der sich, nachdem er dreissig Jahr gedienet, in dürftigen Umständen

ständen befindet. Der iunge Dudley, der seiner Tante die Aufwartung macht, wird sehr kühl von ihr empfangen, und es verdrießt ihr sehr, zu hören, daß sein Vater und ihre Schwester zur Stadt gekommen sind. Sie gibt ihm auch, in ihrer Unterredung, zu verstehen, daß, obgleich sein Großvater ihr ieden Schilling seines grossen Vermögens hinterlassen hätte, dennoch weder er, noch sein Vater, einige Rechnung auf ihre Unterstüzzung sich machen dürfe.

Der Maior O'Flaherty, ein roher, braver, offenherziger, ehrlicher Irländer, der, weil er in der katholischen Religion erzogen, in französischen und österreichischen Diensten dreissig Jahr lang gewesen war, und keine andere Belohnung, als das Kreuz des heil. Ludewigs, und die Erlaubniß, der Kaiserin die Hand zu küssen, erhalten hatte, tritt auf einmahl hervor, und geht mit Lady Rusport ab, der er seine grosse Liebe und Hochachtung erklärt, und zu eben der Zeit

äussert, daß er Mitleid mit dem armen Charles Dudley habe.

Der alte Capitain Dudley war allein darum nach London gekommen, damit er eine Summe von 200 Pfunden zusammen bringen mögte, um damit einen andern Officier abzubezahlen, der ihm seine Stelle, unter einem Regimente in Senegambia, abtreten wolte. Er hatte sich ein elendes Zimmer bey einem Buchhändler, Fulmore, einen Menschen von sehr schlechtem Charakter, gemietet, und wurde in die äusserste Betrübniß gesezt, wie ihm sein Sohn die Nachricht von seiner Aufnahme bey Lady Rusport brachte, von deren Güte er erwartet hatte, daß sie ihm, bey einer so dringenden Gelegenheit, ihren Beistand, mit einer so kleinen Summe, nicht versagen würde. Louise, des iungen Dudleys Schwester, kommt bey diesem Auftritte eingelaufen, und ist in grosser Bewegung, über die Aufführung eines iungen Herrn, der sie auf der Strasse angeredet hatte. Bellcour kommt

auf

auf einmahl in den Buchladen gelaufen, um seine Schöne aufzusuchen, und weil die beiden Dudleys in ihr Zimmer gegangen sind, so erkündigt er sich, bey der Frau des Buchführers, nach diesem Frauenzimmer, deren Schönheit ihn auf einmahl so eingenommen. Die Antwort, die man ihm gibt, ist nicht hinlänglich, seine Neubegierde zu befriedigen. Indessen höret er von dem Fulmore etwas von den bedrängten Umständen, darin sich der alte Dudley befindet, und bittet ihn, daß er ihn zu dem guten alten Officier bringen möchte. Sein Verlangen wird befriediget, und Bellcour, wie er von der Verlegenheit höret, darin sich der Alte, wegen des Geldes, befindet, bietet ihm von freien Stükken die benöthigte Summe an, und wie er siehet, daß der ehrliche Alte zu empfindlich ist, dis von einem fremden an zu nehmen, so gibt er ihm in der Geschwindigkeit zwo Banknoten, die sich auf 200 Pf. belaufen, in einem Papiere, das als ein Brief zusammen gelegt ist, und welches er, wie er sagte, dem alten Capitain zu überlie-

fern hätte. Hierauf nimmt er sogleich seinen Abschied, und freuet sich innerlich über die gute Handlung, die er ausgeübt, um einen Unglüklichen Hülfe zu leisten.

Charlotte, die unterdessen von der unfreundlichen Aufnahme gehöret, welche der iunge Dudley bey ihrer Stiefmutter erhalten, und auf alle Weise entschlossen war, ihm beyzustehen, überredet ihn, ein Paar kostbare Ohrringe bey ihrem Nachbar, den Kaufmann Stockwell, zu versezzen, bis sie selbst die 200 Pf. wieder bezahlen kann. Stockwell unterrichtet hierauf sogleich den iungen Bellcour von den Umständen und grossen Vermögen dieses Frauenzimmers, und überredet ihn, mit dem Gelde und den Juwelen ihr aufzuwarten, ob er vielleicht dadurch sich den Weg zur Verheiratung mit ihr bahnen könte. In diesem Augenblik empfängt Bellcour ein Billet von Fulmores Frau, die ausgefunden hatte, daß Miß Dudley die Person gewesen, die er gesucht, und ersucht ihn ungesäumt nach ihrem

rem Hause zu kommen. Diese Nachricht macht den ganzen Geist des Bellcour rege, und er überredet den Stockwell, zuerst zu Charlotten mit dem Gelde zu gehen, und ihm dadurch den Weg zu bahnen, die Juwelen mit Anstande ihr wieder zuzustellen. Er selbst läuft in aller Eilfertigkeit nach Fulmores Hause. Er geräth sogleich in eine Unterredung mit der Frau Fulmore, die ihm die grosse Hofnung macht, seine Wünsche, in Ansehung des Frauenzimmers, zu erreichen. Indessen da er höret, daß Louise die Schwester Charles Dudley ist, so bringt ihn seine Großmuth zu den Entschluß, seine Absicht, die Tochter des alten Dudley zu verführen, dem er mit Gelde großmüthig beygestanden, gänzlich fahren zu lassen. Die lasterhafte Fulmore, welche eine gute Belohnung davon zu tragen hofte, wie sie siehet, daß sich Bellcour daran stößt, daß Louise Dudleys Schwester ist, überredet ihn, daß sie zwar unter dem Namen von Dudleys Schwester sich bey ihm aufhielte, allein im Grunde nichts anders

ders, als seine Maitresse sey. Bellcour, wie er dis höret, entschließt sich, seiner Leidenschaft von neuen zu folgen. Er gibt der Fulmore die Juwelen, die er zu Charlotten tragen solte, um sie der iungen Dudley zu geben. Diese veranstaltet sogleich eine Zusammenkunft zwischen Louisen uud Bellcour. Allein dieser, der in den Gedanken steht, daß Miß Dudley wirklich eine gehaltene Maitresse sey, beleidigt sie mit den Freiheiten, die er sich heraus nimmt, so sehr, daß sie sich mit der eilfertigsten Bestürzung seiner Gesellschaft entreißt. — Bellcour, der sowol über seine Dreistigkeit, als auch darüber unruhig war, daß er die Ohrringe so leichtfertig weggegeben, kaufte sogleich ein Paar andere kostbare Ohrringe, die er, dem Versprechen zufolge, welches er dem Stockwell gethan, zu Charlotten trug. Diese entdekt sogleich den Unterscheid der Juwelen, und daß sie den Werth der ihrigen überstiegen, und Bellcour ist edelmüthig genug, ihr das ganze Geheimniß zu erklären, und sich seiner Thorheit

und

und Uebereilung wegen anzuklagen. Während dieser Unterredung empfängt Charlotte einen Brief von Charles Dudley, darin er ihr für die Güte Dank abstattet, die sie in der Bereitwilligkeit geäussert, die 200 Pf. herbey zu schaffen, berichtet ihr aber ebenfalls, daß er ihre Unterstützung vor iezo nicht nöthig habe, wegen der ausserordentlichen Großmuth des iungen Bellcour. Charlotte wird dadurch veranlasset, sehr vortheilhaft von diesem iungen Bellcour zu denken, und dieser ist nicht wenig bestürzt, wie er Louisen eintreten, und sehr freundschaftlich mit Charlotten umgehen siehet. Weil er Lügen verabscheuet, so gesteht er Charlotten, daß Louise die Person sey, der er die Ohrringe geschenkt. Fulmore und seine Frau, welche die Juwelen diebischer Weise behalten, hatten sich aus dem Staube gemacht, und Bellcour erhält von Louisen einen scharfen Verweiß, daß er Charlotten überredet, sie habe ihre Ohrringe von ihm geschenkt bekommen. Bellcour der dachte, Louise wolte ihm nur ei-

nen Verweis geben, daß er Juwelen von grösserm Werthe Charlotten geschenkt, fing an, sehr frey mit ihr zu verfahren, er wollte sie eben umarmen, als sie anfing aus zu schreien, worauf Charles ins Zimmer gelaufen kam, und mit blossem Degen den Belleour angrif, indem er ihn als einen Böswicht anklagte, der seiner Familie einen Schandflek anzuhängen gedächte. Der Amerikaner nahm dis sehr übel, warf Carln vor, daß er seine unerlaubten Verbindungen mit dem iungen Frauenzimmer, die er seine Schwester zu nennen beliebte, sehr wohl wüßte, und grif ihn mit grosser Furie an. Der Maior O'Flaherty bricht sogleich glüklicher Weise ins Zimmer ein, verhindert den Zweikampf, und alle drey bringen die in Ohnmacht gesunkene Louise nach ihrem Zimmer. Der Maior geht hierauf zur Lady Rusport, und wirft ihr ihre Unbarmherzigkeit gegen den Capitain Dudley bitter vor. Während dieser Unterredung kommt ein alter Advokat zu Lady Rusport, und erzählet ihr, in einer geheimen Unterredung,

redung, daß er das Testament ihres Vaters in Händen habe, darin dieser alle seine Güter dem iungen Fähnrich Dudley, seinem Enkel, den er anfänglich enterbet hatte, vermacht hätte. Die alte Lady, die sehr bestürzt darüber geworden war, und ausgefunden hatte, daß der alte Advokat ihr die Wahrheit erzählet, bot ihm 5000 Pf. St. wenn er das Testament unterdrükken wolte. Der Maiur O'Flaherty, der sie bey diesem Gespräche behorchet hatte, wolte die Schelmerey ans Licht bringen, brachte den Advokaten, ehe er aus dem Hause ging, zum Geständniß, und nahm ihm das Testament ab.

Der Maior stekt dasselbe mit aller Sorgfalt in die Tasche, um zu seiner Zeit Gebrauch davon zu machen, und geht nach Stockwells Hause, um den iungen Bellcour, wegen der Beleidigung, zur Rede zu stellen, welche er der Miß Dudley zugefügt. Er gibt ihm, in Gegenwart des Stockwells, zwo Banknoten, iede von 100 Pfund, um

seinen Freund Dudley von der Verbindlichkeit loszumachen, darunter ihn die Großmuth Bellcours gelegt. Hierauf fordert er ihn heraus, dem iungen Dudley sogleich Genugthuung zu geben, der auf ihn in der Taverne von London wartet. Stockwell, der sehr wegen der Ehre und des Lebens Bellcours besorgt ist, will ihn nicht verlassen, sondern entschließt sich, als Secondante mit zu gehen.

Indem alles dis vorgeht, sind Fulmore und seine Frau, welche die Juwelen zum Verkauf angeboten, als Verdächtige angehalten worden. Stockwell, der davon höret, läßt sie nach der Taverne kommen, weil er hoffet, ihr Geständniß mögte den Zweikampf verhindern. Er betrügt sich in seiner Hofnung nicht, die ganze Sache kläret sich auf, die beiden iungen Herren versöhnen sich, und bitten einander um Verzeihung.

Das gute Herz, welches Bellcour bey allen

allen diesen Vorfällen äussert, machen den Stockwell sehr geneigt, sich ihm, als Vater, zu entdekken. Er bittet den Maior und den iungen Dudley nach seinem Hause, wo sie, zu ihrem angenehmen Erstaunen, Charlotten antreffen, die nach Stockwells Hause geflüchtet war, um sich gegen den Eifer der Lady Rusport in Sicherheit zu sezzen, welche ausgefunden, daß sie willens sey, mit dem iungen Dudley heimlich nach Schottland zu gehen, um sich dorten zu verheiraten. Die alte Lady tritt hierauf herein, und fordert Charlotten, als ihre Stieftochter, wieder zurük. Der ehrliche Maior bringt sie aber gleich zum Stillschweigen, indem er, durch die Vorzeigung des Testaments, die ganze Schelmerey mit dem Advokaten, zum Erstaunen der ganzen Gesellschaft, entdekt. Der iunge Dudley siehet sich hiedurch Erbe von einem grossen Vermögen. Die alte Lady läuft mit dem größten Unwillen und Verwünschungen davon. Charlotte macht ihren Liebhaber glüklich, und Miß Dudley, die siehet, wie man dem Bells

cour Streiche gespielt, und wie sehr er sie liebt, gibt ihm ihre Hand und ihr Herz, worauf sich endlich Stockwell, auf die rührendste Weise, dem Bellcour, als Vater, entdekt, der ein Herz äussert, welches voll von Dankbarkeit ist gegen die Vorsehung, welche die Welt regieret.

Wenn der Beifall des Publikums allemahl den Werth eines Drama entscheiden könte, so würde der grosse Beifall, womit dieses Stük über und über ist beehret worden, gewiß sehr viel andeuten. Indessen ist es doch wol unleugbar, daß, ohnerachtet einiger unwahrscheinlichen Lagen, dieses Lustspiel dennoch seinen vorzüglichen Werth habe. Die Mannigfaltigkeit der Handlung ist sehr unterhaltend; die Charaktere wohl getroffen; die Verwikkelung, und besonders die Entwikkelung, angenehm und rührend. Zu Zeiten scheint es nur, als ob der Verfasser dieses Stüks seinen Helden, den Amerikaner,

rikaner, zu groß und zu edel mache, wenn er ihn doch zu eben der Zeit als einen Menschen darstellet, dessen Herz niedrige Dinge zu begehen gar sehr aufgelegt ist. Vor weniger Zeit haben wir in einer unserer Zeitung gelesen, daß die Universität zu Dublin den Verfasser dieses Lustspiels, der sich Colman nennt, zum Doktor der Rechte, als eine Belohnung dafür, ernennet habe.

* * *

Das Trauerspiel, davon wir hier die Fabel mittheilen wollen, und welches im Hornung dieses Jahrs zum erstenmahl auf die Bühne gebracht worden ist, führet den Namen, Clementina. Ein iunger Prediger in Amerika soll der Verfasser desselben seyn. Wir sind nicht von denen, die einen Lehrer, oder einen, der ein geistlich Amt in der Kirche verwaltet, darum

verdammen, oder für gottlos halten solten, weil er ein Schauspiel verfertigt. Nein, wir denken vielmehr, daß ein Prediger, der Genie für die Bühne hat, durch ein gutes moralisches Schauspiel, wenn es schön ausgearbeitet, und gut aufgeführet wird, mehr Nuzzen stiften könne, als durch manche Predigt, zumahl wenn ihm die Gaben zum Prediger versagt sind. Allein man denke von uns, was man will, oder man rechne uns zu den mürrischen und überfrommen, so müssen wir doch der Wahrheit und der Ueberzeugung, die wir davon haben, das Opfer bringen, daß wir gestehen, es schikke sich nicht für einen Geistlichen, er stehe in welchem Amte in der Kirche er wolle, daß er für die Schaubühne arbeite, wenigstens nicht so, daß iedermann wisse, er sey der Verfasser eines Stüks, das aufgeführet wird. Es ist wahr, die Kanzel und die Bühne sind darin einig (wenigstens solten sie es seyn), daß gute Sitten durch beide ausgebreitet, die Tugend in ihrer liebenswürdigen, und das Laster in seiner häßlichen

lichen Gestalt dargestellet werden sollen. Allein da die an sich gewiß tugendhafte theatralische Muse, in unserm so gerühmten gesitteten Zeitalter, doch noch immer von niederträchtigen Schriftstellern und liederlichen Schauspielern zum Erröthen gebracht und gemißbraucht wird, so hat ein ieder, der auf dem Predigtstuhl gegen das Laster eifert, und die Thorheiten seiner Mitbürger bestraft, unserer Meinung nach, grosse Ursache, mit der Schaubühne nicht in gar zu offenbarer Vertraulichkeit, und zu genauer Verbindung, zu stehen. Das Verderben aller unserer, auch sogenannten gereinigten Schaubühnen, bleibt doch noch viel zu sichtbar, und der einfältige Christ sowol, als der hämische Spötter, sind nur gar zu geneigt, wenn sie das Verderben der Bühne gewahr werden, denienigen Geistlichen, der für sie arbeitet, als einen Beförderer solcher Dinge anzusehen, die mit den Grundsäzzen des Christenthums nicht bestehen können. Um deswillen dünkt es uns, Herr Colmann, der Aufseher des Theaters in Coventgarden,

ein sonst mit Recht gepriesener Schriftsteller, hätte seinen Wiz sparen können, wenn er im Prologus zu diesem Schauspiel den Zuschauern auf eine lustige Weise erzählt, daß ein Geistlicher, dessen Namen er doch verschwiegen haben will, der Verfasser dieses Trauerspiels sey (*). Doch genug hievon; wir haben von dieser reichen Materie vielleicht

(*) Hier sind die Worte des Prologus.

In these our moral and religions days,
Men dread the crying sin of writing plays,
While some, whose wicked wit incurs the blame
Howe'er they love the trespass, fly the shame.

If a new holy war with vice to wage,
Some preacher quits the pulpit for the stage
The rev'rend bard, with much remorse and fear,
Attempts to give his evening lecture here;
The work engender'd to the world must rise,

But

vielleicht schon mehr gesagt, als an diesem Orte nöthig war. Wir kommen aufs Trauerspiel selbst. — Ohnerachtet des Beifalls, den auch dieses Schauspiel erhal-

But yet the father may elude our eyes.
The parish on this trick of Youth might
frown,
And thus unown'd 'tis thrown upon the
town.
At our director's door he tays tho sin
Who sees the babe, relents and takes
it in;
To swathe and dress it first unstrings his
purse,
Then kindly puts it out to You — to nurse.

Und am Ende

'Tis Your's to night the work alone
to scan
Arraign the bard regardless of the man,
If Dulness waves her poppies over his play
To critic fury let it fall a prey;
But if his art the tears of pity draws
Ask not his name — but crown him with
applause.

ten, (der sogar auf dem gedrukten Titelblate hinzugesezt ist), läßt sich doch vieles gegen dasselbe mit Grunde einwenden. Die Charaktere sind nicht mit gehöriger Genauigkeit gezeichnet. Ein und eben derselbe Charakter widerspricht sich selbst nicht selten. Die Wahrscheinlichkeit mit ihren Regeln ist nicht selten verwahrloset. Die Verwikkelung scheint mehr eine Verwirrung zu seyn. Indessen sey es ferne von uns, dem Verfasser seine dramatischen Talente abzusprechen. Sind gleich einige oft ungerechte Censoren scharf und zu hart mit ihm umgegangen, so wollen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn für einen dramatischen Schriftsteller zu erklären, der mit der Zeit sehr glüklich für die Bühne arbeiten könne. — Der Raum fehlt uns mehr zu sagen, und wir wollen nur sogleich den Plan des Trauerspiels selbst hersezzen.

Die Personen des Drama sind: Anselmo der Doge von Venedig, Rinaldo und Palermo, einige Bürger in Venedig.

dig. Clementine die Tochter des Anselmo, Elizare ihre Freundin. Boten, Priester, Begleiter ꝛc. Die Scene ist zu Venedig.

Der erste Auftritt eröfnet sich mit einem Gespräch zwischen Clementine und Elizare, darin entdekt wird, daß Clementine sich heimlich mit Rinaldo verheiratet, und daß sie in den Gedanken steht, er sey im Kriege, zwischen der Republik und Spanien, umgeleben gekommen. Ihr Vater, der von ihrer Verbindung mit Rinaldo nichts weiß, liegt ihr sehr an, einen gewissen Palermo zu heiraten. Allein da sie einen Widerwillen gegen ihn hat, so verwirft sie den Antrag, auch selbst damahls, wie sie glaubt, daß sie Witwe sey. Anselmo richtet doch endlich, durch seinen Einfluß, als Vater, so viel aus, daß sie verspricht, sie will sich darauf bedenken.

Der andere Auftrit hebt sich mit einer unvermutheten Zusammenkunft, zwischen

Elizare und Rinaldo, an, der, wie es sich zeigt, in der Schlacht nur war verwundet worden. Ein iunger französischer Officier, der an seiner Seite fochte, hatte sich seiner, nachdem er verwundet worden, sehr angenommen, und er ging, nachdem er wieder hergestellet war, mit diesem seinen Freunde nach Frankreich. Rinaldo erwarb sich gar bald die Gunst der Grossen des französischen Hofes, und wird endlich gar zum Abgesandten an die Republik Venedig ernant, welches ihm um so viel angenehmer ist, weil er grosse Hofnung hat, seine Clementine wieder zu sehen. Weil er sich aber einiger Fehltritte gegen den Staat von Venedig hatte schuldig gemacht, so nahm er den Namen Granville an. Und Elizare, die hinter diese Neuigkeit gekommen war, eilet, um Clementinen diese angenehme Nachricht zu bringen.

Nachdem Granville seine Beglaubigungsschreiben übergeben hatte, so erfolgt eine Unterredung zwischen ihm und dem Anselmo,

selmo, in welcher Granville sich bemühet den Doge zu überreden, daß die Vorschläge des Königs von Frankreich die allervortheilhaftesten für die Republik wären, und daß, wenn gleich diese gewissermassen abhängig von Frankreich zu seyn schiene, so wäre doch ihre Freiheit zu eben der Zeit grösser, denn iemahls. Anselmo verwirft diese Anträge mit der größten Verachtung, und er zeigt sich als einen wahren Patrioten, indem er das Patent in Stükke zerreißt, welches ihm Granville, im Namen des Königs, überreicht, darin Anselmo zum Vice-König von Venedig ernant wird. Nichts desto weniger bezeuget der Doge seine Privatfreundschaft gegen den Abgesandten, und ersucht ihn, sein Gast zu seyn, während der Zeit, die er sich in Venedig aufhalten möchte. Granville nimmt diesen Antrag gerne an, weil er seine Zusammenkünfte mit Clementinen sehr befördern konte.

Elizare hatte schon längst Clementinen die angenehme Nachricht von Granvilles

Ankunft

Ankunft überbracht. Diese eilet ihrem Gemahl in die Arme, und es erfolgt eine rührende Scene, darin die gegenseitigen Empfindungen des Herzens schön ausgedrükt werden. Clementine verspricht, daß sie mit ihm zu Schiffe gehen, und nach Frankreich entfliehen will.

Im Anfang des dritten Auftrits tritt Palermo herein, und berichtet dem Anselmo, daß Clementine ihm nicht allein eine gänzlich abschlägige Antwort gegeben, sondern daß sie auch sterblich in den Fremden verliebt wäre. Er, sagt er, sey verstekter Weise selbst ein Augenzeuge ihres zärtlichen Umganges gewesen. Dem Alten wird das Geblüt bey dieser Nachricht warm, er will es anfänglich nicht glauben, allein wenn man ihm versichert, er könne selbst ein Augenzeuge von ihrer grossen Vertraulichkeit seyn, so eilet er zu dem angezeigten Orte. Er drohet, wenn er es wahr befinden solte, seiner Tochter die schwereste Rache, und versichert dem Palermo, daß, wenn er ihm

eine

eine ungegründete Nachricht hinterbracht, er seinen Anspruch auf Clementinen auf ewig verlohren habe. — Anselmo entdekt sie, wie sie sich einander umarmen. Sie werden über des alten Gegenwart sehr bestürzt. Clementine, die sich vom Schrekken etwas erhohlet, versucht, ihren Vater einigermassen zu besänftigen. Allein dieser beschuldigt den Granville, daß er die Rechte der Gastfreundschaft verlezzet, und sein Vergehen unter keiner Nation würde entschuldigt werden. Dieser will sich rechtfertigen; allein Anselmo, der nicht Lust hat ihn anzuhören, ruft die Wache herbey, befiehlt, den Granville nach seinem Schiffe zu bringen, und das Schif unter Segel gehn zu sehen. Clementine bleibt zurük, und ist wegen dieser Trennung ganz ausser sich. Palermo und Clementine treten nun auf, und diese macht ienem bittre Vorwürfe. Granville erscheint auf einmahl wieder, und Clementine verhindert mit genauer Noth einen Zweikampf. Granville und seine Begleiter nehmen den Palermo gefangen.

gen. Es entsteht ein Gefecht zwischen den Venetianern und Granvills Leuten, und Granville selbst wird zum Gefangenen gemacht. Es folgt hierauf eine sehr kritische Scene zwischen Anselmo, Granvillen und Clementinen, darin diese sich gegen ihren Vater rechtfertiget, daß sie ihn nicht entehret, sondern daß Granville ihr Gemahl, und nicht ihr Verführer sey. Anselmo will allem diesen keinen Glauben beymessen, sondern läßt Granvillen nach dem Gefängniß führen, und faßt den Entschluß, seine Tochter in ein Kloster einzusperren.

Im fünften Auftritte wird Granville im Gefängnisse vorgestellt, wo er einige Betrachtungen anstellet, die seinem Zustande angemessen sind. Anselmo und Palermo unterreden sich mit einander, und dieser schlägt, verstellter Weise, gewisse Mittel zur Versöhnung vor. Anselmo entfernt sich, um näher hinter das Geheimniß zu kommen. Clementine entdekt ihm den ganzen Handel, und Anselmo scheint sehr geneigt

neigt zur Aussöhnung zu seyn. Palermo unterdessen läßt Granvillen in Fesseln legen, und behandelt ihn sehr spöttisch. Er läßt ihm die Ketten wieder abnehmen, um sich mit ihm in einen Zweikampf einzulassen. Palermo verwundet Granvillen sogleich tödtlich, und dieser, der zu Clementinen sich bringen läßt, setzt sie in solche heftige Gemüthsbewegung, daß, indem sie einen Dolch ergreift, um den Palermo damit zu tödten, sich selbst denselben in die Brust stößt, und mit Granvillen stirbt.

Anselmo beklagt sein Unglük, und beschließt mit der Lehre, daß solche Vorfälle ungehorsamen Kindern zur Warnung dienen solten.

In dem lezten Stükke unserer Samlungen haben wir, in den kurzen Anzeigen neuer Bücher, einer kleinen Schrift gedacht, die den Titel führet: Voltaire in the shades. Wir versprachen einige Auszüge daraus mitzutheilen, und wir wollen anjezo unser Versprechen halten. Die Vertheidigungen der christlichen Religion bleiben darum so vielfältig ungelesen, weil sie größtentheils mit einer Ernsthaftigkeit und selten gefallenden Tiefsinn abgefaßt sind, welche den größten Haufen derer vom Lesen abschrekken, zu deren Befestigung, gegen die Anfälle und Spöttereien der Ungläubigen, sie doch vorzüglich geschrieben waren. Die Feinde des Christenthums haben immer, durch ihren Spott, und durch ihre muntre und aufgewekte Schreibart, mehr gewonnen, als durch ihre Gründe. Die Laune, in der sie schreiben, verschafte ihnen Leser, und das Verderben des menschlichen Herzens war ihnen Bürge, daß, wenn sie Leser finden, auch Proselyten des Unglaubens machen würden.

Der

Der Verfasser dieser Schrift, der in der Vorrede sagt, daß er kein Geistlicher ist, hatte sich vorgesezt, das Christenthum, und besonders die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, zu vertheidigen. Seine Vertheidigung wolte er in Form einer Unterredung abfassen, und die Personen, die sich mit einander unterhalten, sind so wohl gewählet, daß es selbst schon auf fallend ist, sie beisamen, geschweige denn in einer Unterredung, zu finden. Voltaire, Sokrates, Rousseau, Julian, Porphyr, Augustin, Sterne und Swift sind die Herren, die sich mit einander unterreden. Der Hauptkunstgriff, dessen sich der Verfasser in seiner Vertheidigung bedient, ist dieser, daß er die Spötter unter sich selbst uneinig werden, und sich einander widerlegen läßt. Er ist mehrentheils glüklich genug, aus ihren Schriften sich einander widersprechende Säzze zu sammeln, sie ihren Urhebern in den Mund zu legen, und auf diese Weise zu zeigen, wie die Feinde der Religion sich in ihren Behauptungen einander zuwider sind,

und wie sie eben damit der Wahrheit einen grossen Dienst thun. Es wäre nur zu wünschen, daß überall die Regeln der Wahrscheinlichkeit gehörig beobachtet wären. Daß Voltaire, Rousseau und Hume, die noch am Leben sind, als Personen vorgestellet werden, die schon in der Unterwelt sich befinden, dis wolten wir gerne übersehen: allein wenn Julian als einer vorgestellet wird, der den Varillas gelesen, und der heil. Augustin als einer, der die Werke des Erasmus in seiner Bibliothek hatte; wenn Sokrates und Porphyr reden, als ob sie mehrere Jahre zu Oxford die neuere Philosophie studiret hätten: so wünschten wir diese Unwahrscheinlichkeiten lieber aus dem Buche weg, weil ein Spötter, der sonst daraus lernen möchte, daher Gelegenheit nehmen wird, über das Ganze, ohne Grund zu lachen.

Bald solten wir vergessen, daß wir einen Auszug aus diesem Buche machen wolten. Wir wollen dis Versprechen sogleich erfüllen.

erfüllen. Nachdem Voltaire, Sokrates und Rousseau mit einander geredet, so tritt Sokrates ab, und Julian und Porphyr treten ein. (S. 19.).

Voltaire. Ein gewisses Vermögen, das ich iezt noch nicht zu benennen weiß, macht, daß ich dich, durchlauchtigster Kaiser! so gleich kenne. Die neuern Zeiten haben deinen Tugenden Gerechtigkeit widerfahren lassen, und sie haben deinen guten Namen gegen die Schmähungen der Galiläer gerettet.

Julian. Mein liebster Voltaire, — aber was habt ihr denn für mich gethan? Habt ihr auch erwiesen, daß die Geschichte mir zu nahe gethan, wenn sie erzählt, daß ich der Zauberkunst und der Wahrsagerey recht grob ergeben war?

Voltaire. Nein!

Julian. Habt ihr die gerechten Vorwürfe abgelehnt, die man mir darum macht, daß ich verboten, den Kindern der Christen

zum Lesen, und zum Lernen der freien Künste Anweisung zu geben?

Voltaire. Nein! allein unser Zeitalter verachtet die Erzählung Nazianzens von deinem Tode, und hält den Bericht des Ammianus Marcellinus für völlig glaubwürdig.

Julian. Ich bin eurem Zeitalter, das sich von seiner Gutherzigkeit so regieren läßt, sehr verbunden. Allein wie stehts mit unserer Streitigkeit gegen die Galiläer? Ich hoffe, der Sieg ist auf unserer Seite, ich sehe täglich verschiedene unserer Freunde auf diesem Wege zur Unterwelt.

Voltaire. Verzeihe, grosser Julian, daß ich erst eine Frage thue. — Bist du belohnt oder bestraft für deine Angriffe auf die Nazarener?

Julian. Bis iezt hat noch keines von beiden statt gefunden. Noch sind wir in Ungewißheit, ob die Lehre des Nazareners wahr oder falsch sey, und es liegt uns viel

daran,

daran, wie die Sache ausfält. Porphyr und Celsus, und verschiedene andere von unserer Partey, haben iene Gegend zu unserm Aufenthalte gewählet. War der Nazarener ein Betrüger, so werden die Götter uns belohnen, und wir haben Kronen zu erwarten. War er kein Betrüger ——

Porphyr. Genug, o Julian! unsere Absicht, Voltairen hier zu begegnen, war, zu erfahren, mit was für neuen Wafen das Christenthum seither ist angegriffen worden. Wir haben vernommen, daß diese Wafen, seit unsern Tagen, beinahe ganz verändert sind.

Voltaire. Ja, und es war auch hohe Zeit, sie zu verändern; ich wünschte, eure Wafen wären niemahls gebraucht. Die Christen sind nunmehr stolz auf eure Angriffe, und führen sie als Hauptbeweise von der Wahrheit ihres Glaubens an.

Julian. Wo zum Beispiel?

Voltaire. Ihr habt eingestanden, daß

der Galiläer und der Fischer Petrus Wunder gethan haben, und habt sie thörigter Weise, einer Zauberkraft zugeschrieben.

Porphyr. Die Wahrheit der geschehenen Wunder zu leugnen, war in unsern Tagen eine unmögliche Sache. Es waren zu viele Zeugnisse da, die wir nicht umstossen konten. Man glaubte in unserm Zeitalter die Möglichkeit der Zauberey, und dieser schrieben wir die Wunder zu, von denen wir überzeugt waren, daß sie sich ereignet hätten.

Voltaire. Allein die Zauberey hat nunmehr allen Credit verlohren, und ihr seyd nun Zeugen fürs Christenthum?

Julian. Allein wie widersezt sich die neuere Weltweißheit diesem Beweißthum?

Voltaire. Wir beweisen, daß niemahls ein Wunder geschehen sey, und auch nie eines geschehen könne.

Julian. Wie, hat die Gottheit kein Vermögen, ein Wunder zu thun? oder

ſolte es nicht Fälle geben, da es der Güte Gottes, als des Regierers der Welt, anſtändig wäre, ein Wunder zu verrichten?

Voltaire. Zu Zeiten machen wir Ausflüchte bey dieſem Beweiſe. Zu Zeiten läugnen wir beide Säzze.

Julian. Wohl, wenn ihr mit ſolchen Wafen glüklich ſeyd, ſo hat gewiß die Welt, ſeitdem ich ſie verließ, in Anſehung der Weißheit, wenig guten Fortgang gehabt.

Voltaire. Allein wir behaupten auch, daß ein Wunder keines Beweiſes fähig ſey, und wir wiſſen nicht aus der Erfahrung, daß Wunder ſind verrichtet worden (*)

Porphyr. Allein durch was für ein Wunder geſchahe es denn, daß ſo viele Leute ſich einbildeten, ſie ſähen Jeſum Wunder verrichten?

Rouſſeau. Erlaube mir einen Augenblik. — Ich ſelbſt habe ſolche anſcheinen-

(*) Dis iſt beſonders Humes vorzüglichſte Einwendung gegen die Wunder.

de Wunder verrichtet (*), dadurch ich alle Leute, auf einem Jahrmarkte auf dem Lande, in Erstaunen gesezt habe. Hätte ich in den Zeiten der Hebräer gelebt, ich würde gröſſer gewesen seyn, als Elias, oder einer unter den Propheten.

Julian. Die Folge, die du hieraus zu ziehen gedenkst, mag sehr wohl gelten, wenn von Leuten die Rede ist, die nicht vergleichen und nicht untersuchen können. Allein, wenn ein Taschenspieler Feuer verschlukt, wenn er Nadeln und Bänder ausspeiet, wenn er mit der Spizze des Messers ein Licht anzündet, wenn er einen Wanderstab tanzen läßt; solche Wunder, Rousseau, deren du dich rühmest, sie verrichtet zu haben, werden sie auch iemahls mit den Wundern des Galiläers in Vergleichung kommen, wenn er den Blinden das Gesicht wieder gibt, oder wenn er die Todten wieder ins Leben ruft? Ich habe keine Gedult mit

dir

(*) Man sehe Rousseau dritten Brief vom Gebirge.

dir, — du schadest unserer Sache durch deinen Unsinn.

Porphyr. Voltaire, du bist mir noch die Antwort, auf meine Frage, schuldig: durch was für ein Wunder so viele Leute sich einbildeten, sie sähen die Wunder Christi?

Voltaire. Daß Leute sich betrügen lassen, ist eben so ungewöhnlich nicht.

Porphyr. Allein es war unmöglich, daß die Apostel, bey so vielen Gelegenheiten, betrogen werden konten, wenn iemand aussäzzig oder lahm war, und in einem Augenblik gesund gemacht, und zu seiner Stärke, und zur Fertigkeit sich zu bewegen, wieder hergestellet wurde.

Rousseau. Allein ich habe bewiesen, daß es eine vollkommene Kentniß der Natur erfordert, zu der vielleicht kein Sterblicher iemahls gelangen wird, ehe er sagen kann, daß das, was uns in Erstaunen sezt, ein wahres Wunder sey.

Julian. Gewiß, du mußt nichts als

Taschenspielerstreiche in deinem Kopfe gehabt haben, wenn du dis behauptetest. Es erfordert freilich Einsicht in die Naturlehre, ob das Anzünden eines Lichts mit einer Messerspizze, oder andere solche chymische Künste, Blendwerke oder wahre Wunder sind. Allein man kann gewiß dergleichen nicht von den Umständen der Apostel behaupten. Sie waren im Stande, iedes Wunder, das vor ihren Augen geschahe, hinlänglich zu beurtheilen. Diese Wunder mußten sich einem ieden, der nur seiner Sinne mächtig war, in ihrer eigentlichen Beschaffenheit darstellen. Es ist gewiß eben so kindisch, als unverschämt, die Wunder Jesu mit chymischen Künsten und mit Blendwerken zu vergleichen, ehe man in der Natur eine Eigenschaft entdekt hat, die fähig ist, dem Blinden das Gesicht, und dem Todten das Leben wieder zu geben.

Porphyr. Voltaire, du wirst fortfahren, meine Frage zu beantworten.

Voltaire. Eigennüzzige Absichten, als

etwa

etwa die Ehre, das Haupt einer Partey zu seyn, haben viele kühne Behauptungen erzeuget.

Porphyr. Das ist wahr: allein einer, der solche falsche Dinge behauptet, hat allemahl gewisse Vortheile vor Augen, die er zu erreichen sucht, und von denen er denkt, daß er sie durch solche Mittel erhalten werde, wenn er es versucht, eine solche falsche Behauptung durch zu sezzen. Allein es wird schwer seyn, zu erweisen, daß die Apostel einige irdische Vortheile, durch ihre Aussagen und Behauptungen, erhalten konten. Hingegen waren Marter und Tod täglich die Folgen ihrer Aussagen und ihres Bekentnisses, und diese Folgen ihres Bekentnisses waren ihnen oftmahls von ihrem Oberhaupte vorher gesagt worden. Das menschliche Herz kann nicht ohne Bewegungsgründe handeln, und die Apostel müßten gewiß einige Vortheile im Sinn gehabt haben. Allein es ist schwer, aus allen Vortheilen, welche die Handlungen der Menschen zur

Absicht

Absicht zu haben pflegen, einen aus zu finden, den die Apostel solten vor Augen gehabt haben, es wäre denn die Hofnung, bey Gott dadurch in Gunst zu kommen, eine Hofnung, die sogleich hinweg fält, so bald man annimmt, sie wußten, was sie behaupteten, war Betrug. Sie legten die größten Zeugnisse von der Welt ab, dadurch sie bewiesen, daß sie im Herzen von der Wahrheit desienigen überzeugt wären, was sie behaupteten. In ihrem Bestreben, der Welt dasienige mitzutheilen, was sie für sich selbst als den größten Seegen ansahen, gingen sie alle den Dingen, die der menschlichen Natur fürchterlich zu seyn pflegen, beherzt entgegen. — Und wie kanst du also dis größte unter allen Wundern erklären, daß so viele Menschen standhaft behaupteten: daß sie Augenzeugen der Wunder Jesu gewesen?

Voltaire. Wenn man uns sehr heftig zusezt, so sagen wir es gerade heraus, daß, wenn uns auch die ganze englische Nation ver-

verſicherte (*), daß die Königin Eliſabeth, nachdem ſie geſtorben und begraben, von den Todten wieder auferſtanden ſey, ſo wären wir doch feſt entſchloſſen, es nicht zu glauben.

Julian. Dis iſt eine luſtige Antwort, in Wahrheit! Du ſchlieſſeſt hier von einer Begebenheit, welche die unleugbarſten Merkmahle der größten Güte der Gottheit mit ſich führet, auf einen Fall, deſſen Nuzzen man nicht einſehen kann.

Voltaire. Shaftesbury, der, wenn er mit den griechiſchen Weltweiſen zugleich gelebt hätte, eine Zierde unter ihnen würde geweſen ſeyn, Shaftesbury ſage ich, iſt großmüthig genug, den Beweis, der von den Wundern hergenommen iſt, aufzugeben, weil, wie er ſagt, iede Religion darauf Anſpruch macht.

Julian. Shaftesbury iſt ſehr nachgebend:

(*) Dieſe Sprache führet Hume in ſeinem Verſuche über die Wunder.

bend: allein wird die Vernunft seinen Saz eben so bereitwillig einräumen.

Voltaire. Meine Philosophie der Geschichte (*) wird nicht allein die Vernunftmässigkeit dieser Einräumung zeigen, sondern auch beweisen, daß die Vernunft verpflichtet sey, dis zuzugeben.

Julian. Du hättest dieses dein Buch eben so wohl die Philosophie der Romanen nennen mögen.

——— Quicquid Graecia mendax
Audet in historia. ———

Varillas selbst, gegen dich gerechnet, ist nichts.

Porphyr. Eine betrübte Wahrheit ist unserm geschikten Freunde, Middleton, entwischt. Wenn niemahls ein wahres Wunder in der Welt geschehen wäre, so würde man niemahls nicht so viele Geschichte von

(*) La philosophie de l'histoire par feu l'Abbé Bazin.

von falschen Wundern gehöret haben. Falsche Münzen, mit nachgemachtem Gepräge, sind ein Beweis, daß es ächte gibt. Wolten die Christen der Anweisung ihres Meisters (*) folgen, und in der Untersuchung von Meinungen eben so sorgfältig seyn, als die Wechsler zu seyn pflegen, wenn sie von Münzen, ob sie ächt oder unächt sind, urtheilen: so würden sie, anstatt den Beweis, der von den Wundern hergenommen ist, aufzugeben, darum, weil alle Religionen auf Wunder Anspruch machen; ich sage, sie würden vielmehr, durch die Gegeneinanderhaltung der Wunder ihrer eignen und fremder Religionen, solche Beweise für die Wahrheit der ihrigen heraus bringen können, daß die Scharfsinnigsten von unsrer Partey dabey stuzzig werden müßten.

Julian. Wie lächerlich machten sich die

(*) γίνεσθε δόκιμοι τραπεζίται, τὰ μὲν ἀποδοκιμάζοντες, τὸ δὲ καλὸν κατέχοντες. Ist ein Ausspruch Christi, den uns Origenes aufbehalten.

die Heiden des Alterthums, wenn sie die Wunder des Apollonius von Tyane mit den Wundern des Galiläers verglichen.

Rousseau. Man kann den Wundern des Apollonius doch gewiß das nicht zur Last legen, was man den Meinigen vorwerfen kann. Sie waren keine chymische Künste: er heilete die Blinden, er erwekte die Todten.

Porphyr. So sagt Philostratus sein Geschichtschreiber. Aber wo hatte er alle diese Nachrichten her? Die Gemahlin des Severus erzählte sie ihm; und diese lebte etwa hundert Jahr nach dem Tode des Apollonius. Ueberdem so verräth der Geschichtschreiber seine Absicht nur gar zu deutlich. Die Wunder, die er seinen Helden verrichten läßt, sind offenbar von den Geschichten der Evangelisten abgeschrieben. Und dis hat er mit solcher Dreistigkeit gethan, daß er sogar die Worte des Lukas beibehält

hält (*) Allein wenn Philostratus Lust hätte, die heidnischen Disputanten mit einer Anzahl von Wundern zu versehen, die eben so erstaunend waren, als die christlichen, so hatte doch der andere Lebensbeschreiber des Apollonius, der Märagenes, der lange vor den Philostratus schrieb, nicht diese Absicht, denn er macht seinen Helden zu weiter nichts, als zu einem blossen Taschenspieler, zu einem andern Alexander von Pontus.

Rousseau. Allein wenn die Wunderthäter des Heidenthums nichts besser waren, als ein Haufe von Ziegeunern: so können doch die neuern Zeiten die allererstaunenswürdigsten Wunder aufweisen, welche von den glaubwürdigsten Zeugen bestätiget sind, die doch am Ende nichts anders beweisen, als die Unzulänglichkeit menschlicher Zeugnisse bey dieser Sache.

Julian. Unser Freund, Celsus, wie-

(*) Man sehe Huetii demonstr. Evang.

derhohlte vor einigen Tagen einige Säzze dieser Art, die einen noch lebenden Weltweisen zum Urheber haben; Säzze, aus denen man schliessen solte, daß ein völliger Sieg, über alle Ansprüche auf Wunder, erhalten sey. Du Porphyr warest bey ihm und höretest ihm zu, während des, daß ich in einem ernsthaften Gespräche mit dem mürrischen Hieronymus verwikkelt war. Ich konte euch damahls nicht anhören, und an eurer Freude Theil nehmen.

Porphyr. Du würdest wenig Ursach dich zu freuen gehabt haben. Allein die Falschheit und Unverschämtheit dieser pralerischen Säzze, würde dich in Erstaunen gesezt haben.

Julian. Sey ein wenig umständlicher.

Porphyr. Diese Säzze rühren von einem Philosophen her, der auf eine so wizzige Weise die Auferstehung der Königin Elisabeth voraus sezt. Nachdem er die

Möglich-

Möglichkeit der Wunder geleugnet, so untersucht er die vorgegebenen Wunder des gegenwärtigen Zeitalters, die mitten in Paris verrichtet, und, wie er sagt, auf die stärkste Weise bestätigt sind, so stark, daß man ihre Richtigkeit nicht anders leugnen kann, als dadurch, daß man die Unmöglichkeit aller Wunder behaupte. „Die Jesuiten, sagt er, eine gelehrte Gesellschaft, die von der Obrigkeit unterstüzt wurde, und die geschworne Feinde derjenigen Meinungen waren, um deren Willen diese Wunder geschahen, waren nicht im Stande dieselben hinlänglich zu widerlegen, oder Betrug dabey zu entdekken.„ (*)

Voltaire. Dis ist eine kühne Behauptung!

Porphyr. Aber sie ist eben so falsch als verwegen. Der Betrug und die Schelmerey ist verschiedentlich entdekt worden, und bey manchen Vorfällen aufs unleugbarste

(*) Humes Versuch über die Wunderwerke.

und allerdeutlichste (*). Ja selbst einige Personen, an welchen der Abbé de Paris seine Wunder solte verrichtet haben, haben den Betrug bekant (**).

Julian. Auf eine so windige Weise vorzugeben, daß sie nie widerlegt wären, ist eine gelehrte Spizbüberey; und darf sich ein neuer Weltweiser unterwinden, das Publikum, das er unterrichten will, so zu hintergehen?

Porphyr. Mit angenommener Mine des größten Triumphs, gibt unser Weltweiser den Christen den Rath, daß, wenn sie weise handeln wolten, so würden sie besser thun, die Wunder des Abbé de Paris an zu nehmen, weil sie tausendmahl mehr werth wären, als alle die ihrigen. — Welch ein Unsinn!

Vol-

(*) Hieher gehören die Vorfälle mit Jaques Laurent Menedrieux, Jean Nivet, Laleu, Anne Coulon, Anne le Franc, und anderen.

(**) Der Sieur le Doulx, die Wittwe de Lorme, und andere.

Voltaire. Mein guter Porphyr, bist du nicht zu heftig? Dieser scharfsinnige Philosoph verdient nicht, so verächtlich begegnet zu werden.

Porphyr. Habe Geduld. — Celsus und ich höreten mit einem Herzen, das die Freude belebte, von seinem Triumph über die Ansprüche, die man auf den von den Wundern hergenommenen Beweis macht. Wir wünschten von der Wahrheit dieses Dinges überzeugt zu seyn, um deswillen erkündigten wir uns bey dem Erzbischof von Sens und dem Herrn von Montgeron, dem Besten Richter in diesem Handel des Abbé de Paris. Allein unsere Freude verwandelte sich, leider! in einen Unwillen gegen den abergläubischen Heuchler, der uns mit so falscher Hofnung hintergangen hatte.

Voltaire. Wie! du nennst Humen einen abergläubischen Heuchler?

Porphyr. Was für eine Benennung kommt ihm mit mehrerm Rechte zu? Nichts

als Enthusiasmus und Aberglaube konte ihn zu solchen offenbaren Thorheiten verleitet haben. Der Bischof von Sens hat bewiesen, daß manche von des Abts vorgegebenen Wundern vollkommen entdekt und widerlegt sind. Und Montgeron, der eifrige Anhänger des Abts, in seinen acht Beispielen verrichteter Heilungswunder, hat ganz unleugbar bewiesen, daß sie ganz und gar unfähig sind, mit den Wundern im Evangelio nur einmahl in Vergleichung gestellet zu werden. Wenn der Galiläer nur ein Wort sprach, so hüpfete der Lahme, so sahe der Blinde, so richtete sich der Todte auf, und das in so grosser Geschwindigkeit, wie der auf fahrende Bliz. Man vergleiche die nichtigen Wunder des Abbé de Paris hiemit, welch ein Unterscheid! Montgeron, sein schwärmerischer Bewunderer, hat uns erzählet, daß nicht allein Tage, sondern ganze Wochen, ia Monate, vom Anfang eines Wunders, bis zur Vollendung desselben, verflossen. An vielen konte sich die Wunderkraft gar nicht äussern. Dieienigen, bey

welchen

welchen sie Statt fand, brauchten Arzneymittel, und die Kur war unvollkommen. Montgeron erzählt dis alles offenherzig: und seine blosse Erzählung hat mich überzeugt, daß die parteiischen Kuren, die am Grabe des Heiligen geschehen seyn sollen, sich aus sehr natürlichen Ursachen erklären lassen (*). Wie unanständig ist es einem Gelehrten und einem Philosophen, die Wunder des Abbé de Paris mit den Wundern des Nazareners zu vergleichen? Wie groß muß der blinde Aberglaube gewesen seyn, iene diesen vor zu ziehen, oder zu vergessen, daß man sich, durch solche Behauptung, lächerlich mache?

Julian. Allein, was für Vortheil würden wir davon haben, wenn die Wunder des Abts wirklich so glaubwürdig wären, als dieser neuere Schriftsteller uns überreden will?

Porphyr. Wenn sie es wären, so

(*) Man sehe eine Abhandlung, unter dem Titel: Criterion, or miracles examined.

würde dis unserer Sache sehr vortheilhaft seyn. Hier wären alsdan Wunder, gegen deren Glaubwürdigkeit man nichts einwenden könte, und doch würde die ganze Welt wissen, daß ein Befehl des Königs von Frankreich, und eine Mauer, die um das Grab des Heiligen gebauet war, dem ganzen Betruge auf einmahl ein Ende machte. Daher hat unser Weltweise zu verstehen gegeben, daß, wenn die geringern Wunder des Evangelii auf eine so geschikte Weise wären gehindert worden, so würde die Welt nichts weiter von ihnen gehöret haben.

Julian. Dis ist erstaunenswürdig! können wir diesen Weltweisen wol der Unwissenheit beschuldigen? Hat er die evangelische Geschichte gelesen?

Porphyr. Er hat sie gelesen.

Julian. Alsdan verdienen solche Mißdeutungen und falsche Behauptungen noch einen ärgern Namen, als Unwissenheit. Die Riegel und die Mauern der Gefängnisse,

nebst

nebst allen drohenden Befehlen der Prinzen, ja die Vollziehung der grausamsten Drohungen, konten die Wunder des Evangelii nicht verhindern. — Meine ganze Seele zittert bey diesem Gedanken. — Ich selbst, der Gebieter der Welt, konte die Vorherverkündigungen des Galiläers nicht zu nichte machen, ich konte Jerusalem nicht wieder aufbauen (*).

Porphyr. Genug hievon. — Was habt ihr sonst noch für Wafen, um das Christenthum anzugreifen?

Voltaire. Wir haben eine Art von Wafen, die fast eine Million von scharfen Spizzen hat, und dis ist unsere Kritik, wodurch wir nach Belieben iede einzelne

(*) Man sehe Warburtons Julian, darin er diese Begebenheit, nach allen Merkmahlen einer historischen Gewißheit, geprüfet hat. (Wir wollen nicht mit dem Verfasser sagen; nach allen Merkmahlen einer historischen Gewißheit wahr zu seyn bewiesen hat).

Stelle desjenigen Buchs lächerlich machen, welches die Abergläubigen, als eine göttliche Offenbarung annehmen.

Julian. Dis mag sehr wohl thun, um den blinden Haufen damit zu betrügen. Aber du wirst uns, mein guter Voltaire, dadurch ein Vergnügen machen, wenn du uns einen gründlichen Einwurf gegen das Christenthum anzeigest, der Wahrheit und wahre Weltweißheit auf seiner Seite hat. Eine auch nur gemeine Ehrlichkeit und Redlichkeit fordert eine unparteiische Untersuchung derjenigen Bücher, welche die Christen heilig nennen. Und ihre Vertheidiger haben immer eine Prüfung von dieser Art, mit einer Mine verlangt, als ob sie des Sieges gewiß wären. Porphyr that uns keinen Gefallen, wie er die Christen heraus forderte, das Alter des Buches Daniel zu beweisen.

Voltaire. Aber wenn Porphyr bewiesen hätte, daß die ältesten hebräischen Geschichten offenbare Erdichtungen sind, die

man

man von den Fabeln der Griechen geborget, so würde er etwas gethan haben.

Porphyr. Ah, denkest du so!

Voltaire. Kann man nur in einem Falle dis beweisen, so ist dergleichen Beweis schon ein ungünstiges Vorurtheil gegen die übrigen. So schikt der hebräische Geschichtschreiber seinen Helden zur Pythonisse (dis Wort steht selbst im Grundtexte), einer Priesterin des Apollo. Und dis ist eine hinreichende Anzeige, woher diese Fabel ihren Ursprung genommen. Mit Recht schliessen wir hier aus, daß die übrigen Histörchen von Simson und von dem Opfer der Tochter des Jephta, von der Fabel des Herkules und der Tochter des Agamemnon erborget sind.

Porphyr. Armer Voltaire, dein ganzer Einwurf fält zu Boden. Im Hebräischen steht kein solches Wort, wie Pythonisse. Die Freude, die du fühltest, wie du dis Wort aus der Vulgate, oder aus den 70 Dolmet-

Dolmetschern, erborgetest, hat dich überraschet. Du hast den Christen eine Gelegenheit gegeben, über deine hämische Gemüthsart zu triumphiren.

Voltaire. Erlaube mir, Porphyr, Herr Freret (*) ist viel weiter gegangen; er hat das ganze Gebäude auf einmahl übern Haufen gestossen. Das ganze neue Testament, sagt er, ist lauter Betrügerey, es ist untergeschoben, und etwa um die Zeiten Constantins zusammen gestoppelt. Die ersten christlichen Schriftsteller erwehnen nicht ein Wort davon.

Julian. Dis ist doch eine ganz erstaunenswürdige Falschheit. Ich selbst habe einige Schriften der Apostel in meinen Büchern angeführt (**); und wären diese Schriften in den Zeiten meines Oheims unter

(*) Secretair der Societät der Wissenschaften in Berlin.

(**) Besonders die Schriften des heiligen Johannes.

ter geschoben, ich würde gewiß den Betrug bald öffentlich bekant gemacht haben. Das Geheimniß würde mir nicht unbekant geblieben seyn, da ich selbst mit den Lehrern der Kirche in Verbindung stand (*). Längst vor Constantin sind diese Schriften über tausendmahl von den alten Kirchenvätern, als die Regel des Glaubens, angeführet worden. Noch neulich hatte ich eine weitläuftige Unterredung mit Lardnern (**), und was er anführet, gereicht dem Freret zur Schande.

Porphyr. Mein Blut fängt an in meinen

(*) Er hatte die Ordination zum Diaconus erhalten, und war ein Ungergebener der berühmtesten Kirchenväter der damahligen Zeit gewesen.

(**) Ausser Lardnern haben Whitby, Jortin, Tillemont, le Clerc und Lipsiensis (d. i. D. Bentley) dis ausser allen Zweifel gesezt. Besonders behandelt der leztere den Einwurf, den Freret aufgewärmt, als den allereinfältigsten von der Welt.

meinen Adern, vor Unwillen, zu wallen. Unsere Sache wird durch die Hände der Dumköpfe zu Grunde gerichtet. — Aber was habt ihr sonst gegen das Christenthum zu sagen?

Voltaire. Wir haben tausend philosophische Einwürfe. Der vornehmste ist, daß die Unsterblichkeit der Seele, wovon die christliche Religion sich rühmet, dieselbe unleugbar gemacht zu haben, nichts anders, als lauter Betrug ist.

Porphyr. Unsterblichkeit ist der Wunsch der Natur, ein Wunsch, der einem tugendhaften Herzen allemahl theuer seyn wird. Die Lehre des Nazareners siegt allemahl dadurch, daß sie ihre Widersacher zu einem Systeme treibt, das der Tugend und der Natur zuwider ist.

Julian. Allein was habt ihr für Beweise, um eure Lieblingslehre, die Sterblichkeit der Seele, damit zu unterstützen?

Voltaire. Ein grosser Philosoph unse-

rer Zeit behauptet (was Shaftesbury schon längst vor ihm gesagt), daß, da die Menschen nicht denken, ehe sie geboren werden, so werden sie auch nach ihrem Tode nicht weiter denken (*).

Porphyr. O dis ist fürtreflich! eine Kreatur kann um dieser guten Ursach willen nicht unsterblich seyn, weil sie eine Kreatur ist, und weil sie nicht von Ewigkeit da war. Mögte sich doch die neuere Philosophie schämen; sie verlangt eine Demonstration von iedem Dinge, das ihr nicht ansteht, und sie will in ihrem eignen Systeme keine andere

(*) De l'avenir, cher Keith, jugeons par la passé.
Comme avant que je fusse, il n'avoit point pensé,
De même aprês ma mort, quand toutes mes parties
Par la corruption seront anneanties,
Par un même destin il ne pensera plus.

Phil. de Sans-Souci.

andere Beweise wissen, als ihre eignen diktatorischen Aussprüche.

Julian. Aber die Unsterblichkeit hat alle die Beweise für sich, deren die Grenzen einer menschlichen Erkentniß nur immer fähig sind. Einen weiter ausgedehnten Beweis zu verlangen, heißt, etwas von dem Menschen begehren, das ihm die Natur versaget hat. Eure neuern Weltweisen haben unsere gute Sache ganz verdorben.

Voltaire. Gleichwol stehet das Christenthum auf die Einwürfe des Alterthums, als auf Siegesmahle. Du selbst, Julian, hast behauptet, das Christenthum sey der Natur des Menschen nicht angemessen, weil es Rache und Unkeuschheit verbietet. Und gewiß, ein Pythagoräer mit seinen Bohnen wäre im Stande, die ganze mosaische Nachricht von der Schöpfung zu widerlegen.

Porphyr. Was meinst du damit, Voltaire?

Voltaire. Hast du, mein guter Porphyr, schon vergessen, was du in deinem Leben des Pythagoras sagst, daß bey der ersten Bildung aller Dinge die Menschen und die Bohnen zugleich entstanden? Ja du sezzest sehr ernsthaft hinzu: Nim ein wenig Bohnenblüte, wan sie anfängt schwärzlich zu werden, und vergrabe sie 90 Tage lang in der Erde; nach Verfliessung derselben grabe an dem Orte, und du wirst, statt der Blüte, entweder einen Kindeskopf, oder *γυναικὸς αἰδοῖον*, gebildet finden. Ein Mann, der fähig ist, solche Dinge in die Welt hinein zu schreiben, solte sich die Lust vergehen lassen, die neuere Weltweißheit lächerlich zu machen.

Porphyr. Wie so? macht eine meiner Thorheiten die eurigen weniger abgeschmakt? Die Alten, welche das Christenthum angegriffen haben, glaubten alle eine Unsterblichkeit der Seele. Diese Lehre ist nunmehro das Eigenthum der Christen geworden. Und

habt ihr auf diese Weise ihnen nicht den Sieg eingeräumt?

Voltaire. Wohl denn; aber was für ein Einwurf würde denn wol die Offenbarung der Christen am füglichsten widerlegen?

Porphyr. Ich kann dir die Gründe, womit man dergleichen thun könte, einigermassen beschreiben. Das Christenthum beruft sich auf das Gefühl, die Furcht und die Wünsche des menschlichen Herzens. Wenn nun die Welt ein System erfinden kann, welches alle diese Dinge noch stärker an sich ziehen kann, welches der Tugend eine erhabnere Hofnung macht, und das Laster in grössere Schrekken sezt, welches einer wahren Reue süssere Trostgründe verschaft; alsdan, und nur alsdan allein, wird das Christenthum vernünftig und gründlich widerlegt seyn. Die Weissagung des Montesquieu, daß das Christenthum nicht über zweihundert Jahr länger dauern würde, verbreitete allgemeine Freude durch unsere Wohnungen;

nungen; allein ich fürchte fast, daß diese Prophezeiung nie in Erfüllung gehen wird. Man muß entweder bessere Gründe ausdenken, oder, welches würklich schon ziemlich überhand genommen, ein Mangel der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, nebst einer seichten und spielenden Philosophie, muß sich durchgängig des menschlichen Herzens bemeistern. Auf eine von diesen beiden Arten, mögte die Weissagung wahr werden, aber gewiß auch nicht anders. Wenn es auf die leztere Art geschehen solte, so werden wir wenig Erleichterung dabey finden, und daß es durch das erste Mittel solte zu Stande gebracht werden, daran zweifle ich, leider! sehr.

Julian. O! Porphyr, wir haben wenig Freude an dem, was die neuern wizzigen Geister für uns gethan haben. Lebe auf eine Zeitlang wohl, Voltaire; du wirst bald wieder bey uns seyn: Lucian, dessen Wiz dem deinigen sehr ähnlich ist, mögte dich gerne sehen.

Porphyr. Ich mögte mich gerne mit Rousseau etwas weiter unterreden. Doch dorten nähert sich uns die Seele eines berühmten Mönches: er will sich mit Voltairen unterreden. Wir wollen sie allein lassen.

(Julian, Porphyr und Rousseau treten ab, Augustin tritt ein.)

Augustin. So eben komme ich von einem wohlthätigen Besuche, den ich dem unglüklichen Afrika abgestattet, zurük. Man hat mir gesagt, daß Voltaire neulich durch die Pforten des Todes gegangen. Ich mögte gerne über einige Dinge mich mit ihm unterreden, und ich freue mich, daß ich nicht vergeblich nach ihm gesucht habe. — Voltaire, ich kenne dich.

Voltaire. Bey einer mir bis iezt noch unbekannten Kraft kenne ich dich, heiliger Augustin. Du scheinest sehr vergnügt in dir selbst zu seyn: vielleicht ergözzest du dich

noch

noch über deine ehemahligen Liebeshändel. Oder hast du noch die enthusiastischen Grillen in deinem Kopfe, die du aushecktest, wenn dich dein hohes Alter kindisch machte?

Augustin. Du hast glüklicher Weise von der Materie zu reden angefangen, darüber ich dich gerne weiter vernehmen möchte. Man räumet es den Einwohnern derer Gegenden, darin ich mich aufhalte, ein, daß sie die herrschenden Meinungen der Menschen kennen. Du hast so eben meiner Ausschweifungen mit einer Art des Hohngelächters, und meiner Frömmigkeit mit grosser Verachtung Erwehnung gethan. Dis siehet vollkommen der Behandlung ähnlich, welche die alten Väter von den neuern vorgegebenen Philosophen zu erwarten haben. Und verzeihe mir, wenn ich dir gerade heraus sage, daß die Bemühung, die christlichen Väter, durch die Vergleichung mit heidnischen Weltweisen, lächerlich zu machen, der Weißheit und der Ehrlichkeit eures Zeitalters wenig Ehre macht.

Voltaire. Wie! waren denn die alberne Leichtgläubigkeit und die Vorurtheile der Väter nicht wirklich abgeschmakt? Sind deine eignen häufigen Klagen über den geschäftigen Teufel, der dich reizete deine kostbare Keuschheit zu verlezzen, nicht im Ernste lächerlich?

Augustin. Es ist wahr, ich habe meine Fehler und meine Schwachheiten. Du beschuldigest mich der Vorurtheile, einer Sache, die einem Weltweisen in Wahrheit sehr unanständig ist; und gleichwol sind eure heutigen Weltweisen die größten Sclaven von Vorurtheilen. Voltaire selbst war damit gefesselt und dadurch geblendet. Nur allein ein Auge, das durch die größten Vorurtheile geblendet war, konte bey der Vergleichung der heidnischen und der christlichen Philosophen, die erstern bis zum allerhöchsten bewundern, und die andern aufs äusserste verachten.

Voltaire. Die Väter erwekken unsern gerechten Abscheu, allein ich sehe nicht, daß

wir

wir einige hämiſche Abneigung gegen ſie ſolten geäuſſert haben.

Auguſtin. Du geſteheſt deine Verachtung gegen ſie, und viele andere, die ſie gar nicht kennen, thun daſſelbe. Sie gering zu ſchäzzen iſt Mode, und ein Thor iſt des andern Echo. Indeſſen war einer der größten Gelehrten unſerer Zeiten, der geſchikte Erasmus, nicht blind gegen ihre Verdienſte. Das redliche Herz und der ſchöne Geiſt des Origenes, der feine Geſchmak eines Laktanz, oder eines Baſils, und die groſſe Gelehrſamkeit eines Hieronymus wurden von ihm nicht verkannt. Aber man vergleiche die Väter und die Philoſophen mit einander. Wir wollen zu dieſem Zwek den Philoſophen und Kaiſer Mark Aurel Antonin ausſuchen, einen Mann, von deſſen Charakter die neuern Zeiten mit der größten Bewunderung reden.

Voltaire. Dis müſſe zur Ehre unſrer neuern Zeiten geredet ſeyn.

Auguſtin. Aurelius hatte ein gutes Herz, und ſeine Seele war zur Liebe der Tugend gebildet, aber er hatte ſeine ſchwachen Seiten. Dieſe ſeine Schwachheiten waren ſo groß, daß, wenn er ſich als ein Chriſt beſonders hervorgethan hätte, die Luciane und die Voltaire genug würden gehabt haben, um ihn lächerlich zu machen, und ſein Charakter würde der verächtlichſte in den Geſchichtbüchern ſeyn.

Voltaire. Ha! wie wilſt du dis beweiſen?

Auguſtin. Man darf nur ſo wizzig ſeyn als Voltaire, ſo iſts geſchehen. Man fange z. B. mit ſeiner Aufführung, als ein Staatsmann, an. Was war wol einem ſo groſſen Fürſten unanſtändiger, als die pedantiſche Güte, womit er die erſte Nachricht von der Meuterey des Caſſius behandelte? Lucius Verus, ſein Mitgehülfe in der Regierung, gab ihm die ſtärkſten Verſicherungen davon, die ihn hätten überzeugen können; allein Aurelius war ſo gutherzig,

daß

daß er nicht ein Wort davon glauben wolte. Durch diese unzeitige Leutseligkeit gab er dem Bösewicht, Cassius, die Gelegenheit, seine strafbaren Absichten ins Werk zu richten. Er ward wirklich zum Kaiser im Morgenlande ausgerufen, und, um diesen Aufruhr zu stillen, mußten mehrere Tausende unschuldiger Unterthanen ihr Leben hergeben.

Voltaire. Allein wenn mir ihn als Philosoph betrachten, wo ist da der Fürst, der ihm gleich käme?

Augustin. Ich will auf keinerley Weise seine Schriften unberührt vorüber lassen. Seine Schriften! wird ein Voltaire sagen, was sind sie? — Nichts anders, als ein Haufe moralischer Säzze, die zusammen gestoppelt sind, und welche die Stoiker in ihren Schulen über und über herzubeten angehalten wurden, und die vor ihm ein Arrian und zwanzig andere bis zum Ekkel hergeleiert hatten. Und seine Philosophie, was ist die? Er redet von einer Seele und von einem Gott, allein nach seinen Begriffen

mögte die eine sterblich seyn, und den andern beschreibt er ohne Umstände als ein materielles Wesen. Diesem seinen höchsten Gott gesellete er eine unendliche Menge kleinerer und geringerer Götter bey, deren Götzenbildern zu Ehren er beständig Weirauch zum Opfer brennen ließ. Wenn die dies nefasti waren, an denen man nicht öffentlich opfern durfte, so rauchte ieder Winkel seines Pallasts von kostbarem Rauchwerk, zur Ehre seiner Hausgötter. Ja unser fürtreflicher Philosoph stand in der Meinung, daß er Götter selbst machen könne, und in Wahrheit, er schuf sie aus sehr sonderbarer Materie. L. Verus, sein Schwiegersohn und Mitregent, behauptete einen der liederlichsten Charakter, welche die heidnische Welt aufzuweisen hat. Selbst die liederlichen Einwohner von Daphne sahen auf seine Ausschweifungen in der Wolluſt, und auf seine Geilheit, mit Erstaunen. Seine eigne Schwiegermutter, die Kaiserin Faustine, und seine leibliche Schwester, Fabia, waren seine Huren. Lucille seine Gemahlin,

lin, und die Tochter unsers Philosophen ließ ihn endlich durch Gift sein schändliches Leben beschliessen. Gleichwol machte Antonin dieses Ungeheuer, das ihn zum Hahnrey gemacht, zum Gotte. Der römische Rath mußte bey seiner Vergötterung gegenwärtig seyn. Ja Faustine, die Gemahlin unsers Weltweisen, die liederliche Faustine, deren Ehebrechereien der Spott der Schaubühne geworden waren, mußte eine Göttin werden, und die römischen Jünglinge und Jungfrauen mußten vor ihrem Altar anbeten, wenn sie die Feierlichkeiten ihrer Hochzeiten begingen. Wie lächerlich, wie verächtlich sind die Begriffe, welche dieser Mann von Gegenständen hatte, die einer göttlichen Verehrung würdig sind? Wenn ich seine Frömmigkeit Atheisterey nenne, so wirst du vielleicht sagen, ich rede als ein von Vorurtheilen eingenommener Mönch; allein ich hoffe, ein Philosoph von deiner Denkungsart wird bey dir mehr Gewicht haben. „Die heidnischen Verehrer der Gottheit, sagt er, diese vorgegebenen Gottesfürchtigen, sind

im Grunde nichts anders, als eine Gattung abergläubischer Atheisten. Sie erkennen kein Wesen, das mit den Begriffen, die wir von der Gottheit haben, (er hätte sagen sollen, welche uns die Offenbarung gelehret), überein stimmet. Sie räumen kein Grundwesen ein, das Verstand und Gedanken hat.„ Ja er sezt hinzu, „die Religion eines Mark Aurels und eines Plutarchs verdient die ehrwürdige Benennung des Deismus nicht. Man mag von dem Glaubensbekentnisse dieser Weltweisen mit Recht sagen, daß sie die Begriffe einer Gottheit verbannen, und nichts anders als Engel und bezauberte Kobolte zurük gelassen (*).„ Um der Schande willen, laßt uns nichts mehr von dem göttlichen Aurelius hören!

Voltaire. Der Mann mag in tiefsinnigen metaphysischen Untersuchungen gefehlet haben, seine Billigkeit und sein huldreicher Charakter

(*) Hume's natural history of religion.

Charakter werden doch allemahl würklich göttlich genent zu werden verdienen.

Augustin. Seine Begriffe von Dingen, die eine göttliche Verehrung verdienten, waren so grob, daß sie dem Namen eines Menschen zur Schande gereichen, und dis nennst du tiefsinnige metaphysische Untersuchungen. O, was kann doch das Vorurtheil den Menschen reden lassen! Seine Billigkeit in Wahrheit ist bewundernswürdig, mag er doch den Ruhm davon geniessen. Hätte er eine Sekte von Philosophen so verfolgt, als er die Christen verfolgt, man würde gewiß ein iedes iunges Kind gelehrt haben, den Namen Aurelius mit Abscheu zu lallen.

Voltaire. Aurel verfolgte die Christen darum, weil er sie der gröβten Verbrechen schuldig hielt.

Augustin. Sehr wahr. Allein diese Beschuldigungen sind völlig beantwortet, durch die Apologien eines Justins, eines

Athena-

Athenagoras, eines Melito, und eines Apollinaris, die ihn ersuchten, durch eine genauere Prüfung sich von der Unschuld der Christen zu überzeugen. Aber es war eine gewisse Sache, die sie in seinen Augen strafbar machte, und dis war, daß sie den zusammengeraften Haufen seiner Götter herunter machten. Um diese zu versöhnen rauchten die Provinzen, von Asien bis nach Gallien, von dem Blute der Christen. Ich brenne vor Unwillen, und mich dünkt ich sehe den guten alten Polycarp, den untadelhaftesten Charakter, den Verehrer des ewigen und unendlichen Wesens, der Gottesverleugnung beschuldiget, u. zwar von den allerniedrigsten Gottesverleugnern: er wird zu den Flamen verdamt, weil er vor der Bildseule unsers philosophischen Kaisers nicht anbeten u. nicht opfern will. Hätte sich ein indianischer Weltweiser dem dummen Aberglauben eines Alexanders auf diese Weise widersezt, wie herrlich würde sein Name unter den Menschen geworden seyn! Allein der arme Polycarp

Lycarp war ein Christ; und das Vorurtheil räumet ihm daher keine Ehre ein.

Voltaire. Aber man kann doch noch immer den Kaiser damit entschuldigen, daß er übel unterrichtet war.

Augustin. Der Kaiser selbst behauptete, daß es einem Weltweisen höchst unanständig sey, sich von einer Sache nicht hinlänglich unterrichten zu lassen; und er selbst hatte alle mögliche Gelegenheit dazu. Aber Crescens, der Philosoph, hatte sein Ohr gewonnen, Crescens, dieser Unglükliche, der den schändlichsten Lüsten ergeben war; ein Niederträchtiger, der bey dem Gedanken des Todes vor Furcht bebete, und gleichwol dem Justin denselben, als das größte Uebel zuwege brachte. Laß uns einmahl den Crescens und den Justin mit einander vergleichen. Der eine ist ein Sclave schändlicher Lüste; der andere führet ein unschuldiges Leben: der eine glaubt die Götter der Heiden, und ist ein Atheist; der andere ein Verehrer des ewigen Schöpfers: der eine zitterte bey dem

Gedan-

Gedanken des Todes; der andere sahe auf seinen Märtyrer-Tod, als auf die grösste Glükseligkeit, und sagte dem Kaiser, ein Christ könne mit eben der Gleichgültigkeit sein Leben nieder legen, als ein Philosoph seinen Mantel ablegen könne: kurz, der eine war der allerverachtungswürdigste; und der andere, mit allen seinen Schwachheiten, die eine hämische Feder (*) hat samlen können, der erhabenste Charakter.

Voltaire. Aber Antonin that der Verfolgung Einhalt, und sie fand da, wo er war, nicht statt. Das Blut der Märtyrer wurde innerhalb den Ringmauern von Rom, während seiner Regierung, nicht vergossen (**).

Augustin. So sagen neuere Vorurtheile, allein es ist unglüklich für sie, daß die

(*) Middleton.

(**) Dacier, Reflexions morales de l'Empereur Marc Antonin avec des Remarques. Paris, 1691.

die Sache nicht wahr ist. Valerian, Peon, Hierax, Justin der Märtyrer und verschiedene andere, wurden auf seinem Befehl zu Rom enthauptet, und ihr Verbrechen war, daß sie Christen waren. Doch nach alle dem, was ich gesagt habe, will ich dir, Voltaire, eingestehen, daß Aurelius von der Natur ein liebenswürdiges und gütig gesinntes Herz erhalten hatte. Es waren die verfluchten Wirkungen seines abscheulichen Aberglaubens, und seine grosse Ergebenheit an seine teuflischen Götter, die ihn, das Blut der Christen zu vergiessen, antrieben. Eure neuern Weltweisen stellen sich, als ob sie Aberglauben aufs äusserste verabscheuen; die menschliche Geschichte kann kein auffallenderes Beispiel davon anführen, als das Leben des Mark Aurels. Beständig liegt er auf seinen Knien, vor seinen Hausgötzen. An den Ufern der Donau ist er im Begriff den Markomannen und Quaden eine Schlacht zu liefern, allein er schiebt das Gefecht so lange auf, bis er die dummen Ge-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

bräuche seines Aberglaubens vollzogen hat(*). Ein Paar Löwen, mit einem Bündel Kräuter, Blumen und Spezereyen, müssen in den Strom geworfen werden, um dem Flußgott ein Opfer zu bringen. Aber was war die Folge davon? Unser guter Kaiser verlohr die Schlacht, und ließ zwanzig tausend Soldaten todt auf dem Schlachtfelde zurük. Ein ander mahl, wie die Pest überall wütete, und die Barbarn sich aufmachten, das römische Reich zu verheeren, wie verächtlich ist da der Aberglaube Antonins? Damit ia keine Gebräuche, die den Göttern gefallen konten, mögten unterlassen werden, so hohlte er Priester und Opferschlächter aus allen Gegenden zusammen, und mit ihnen alle ihre läppischen Gebräuche. „Die Ceremonien beim Gottesdienste der Isis, welche August abgeschaft hatte, wurden

(*) Der, so diese Gebräuche vorschrieb, war Alexander aus Pontus, dessen Namen Lucian mit dem gehörigen Brandmark der Nachwelt überliefert hat.

den wieder hergestellet. Ohne die geringste Bedenklichkeit betete er eine Göttin an, deren Tempel zu den Zeiten Tibers war zerstöret, deren Schmuk war verbrant, deren Priester waren ermordet, deren Bildniß war in die Tiber geworfen worden (*).„ Die Menge der Opfer, die bey dieser Gelegenheit geschlachtet wurden, gab selbst den Heiden Gelegenheit zum Scherz, denn sie sagten, wenn der Kaiser siegreich zurük käme, so würde kein Ochse im ganzen römischen Reiche übrig bleiben.

Dürfen wir unsern Philosophen, der keinen andern Begrif von der Anrufung der Gottheit hatte, als daß er zu allen barbarischen Gebräuchen seine Zuflucht nahm, damit ia keiner unterbleiben mögte; dürfen wir, sage ich, ihn mit denen in Vergleichung stellen, die gelehret sind, daß Gott ein Geist sey, und daß er im Geist und in der Wahrheit müsse angebetet werden? Man höre

(*) Casaubon.

den Plutarch, wie er seine Götter verflucht, und wie er gegen die göttliche Vorsehung Schmähungen, wegen des Todes seines Sohns, ausstößt. Man höre dagegen den geringsten Christen unter gleichen Leiden. Er klaget nicht als einer, der keine Hofnung hat; so bald sich der natürliche Schmerz gelegt, nimmt die Freude Plaz: denn er weiß, daß die Todten selig sind, die in dem Herrn sterben. Kann irgend ein Mensch erhabnere Begriffe von Gott und von der Unsterblichkeit haben, als die, so ein wahrer Christ hat. Und was ist verächtlicher, als Gottesverläugnung und der niedrige Aberglaube mancher Philosophen? Gleichwol betrachten die neuern Freigeister den Heiden nicht allein mit der größten Zärtlichkeit, sondern sogar mit Bewunderung. Die göttliche Philosophie des Christen entwischet seinem Auge gänzlich, und mit einer Art des Triumphs hält er sich bey der Betrachtung der Schwachheiten der alten Kirchenväter auf, und sucht sich diesen verehrungswürdigen Namen so verächtlich zu machen, als mög-

lich. Indem er aber so seine Augen gegen das Licht verschließt, so wird unser vorgegebener Freidenker von dem Vorurtheil zum Thoren und zum Sclaven gemacht. — Voltaire, du hast dich oft über meine Schwachheiten lustig gemacht, und meine Frömmigkeit Aberglauben genennt: dagegen hast du den Antonin oft den göttlichen Antonin geheissen. Hätte das Vorurtheil mich iemahls so weit verblendet, einen solchen Ausdruk zu gebrauchen, so würde selbst iezo das Andenken davon mich äusserst beschämt machen. Du schweigst! laß uns einmahl in dieser Gegend noch nicht gerichteter Geister umher sehen. Siehe dort die abgeschiedenen Seelen von ein Paar Rabinen in einem warmen Streite begriffen, siehe dort einige eifrige Muselmänner, und dort einige Braminen.

(Im nächsten Stük wollen wir den Beschluß dieses Theils des Gesprächs, darin der heil. Augustin eine der redenden Personen ist, hinzu sezzen, und damit unsern Auszug endigen.)

Beiträge zur Naturgeschichte.

Versuche um zu beweisen, daß das Leuchten der See von der Fäulniß ihrer thierischen Substanzen entstehe. Von John Canton, Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften (*)

Ich werde mich nicht in eine Untersuchung der verschiedenen Meinungen der Weltweisen einlassen, wie sie das Leuchten der See erkläret haben, da keiner unter ihnen, so viel ich weiß, seine Meinung wohl unterstüzzet

(*) Dieser Aufsaz ist der königlichen Societät der Wissenschaften, im December 1769, vorgelesen worden.

skizzet hat: allein ich werde sogleich einige Versuche anführen, die ein ieder sehr leicht wird machen können, und von welchen, wie ich glaube, man mir zugeben wird, daß sie die wahre Ursache dieser Erscheinung aus zeichnen, wenn man sie mit den Beschreibungen zusammen hält, welche uns die genauesten Beobachter derselben davon gemacht haben.

Erster Versuch.

Ich goß vier Maaß Seewasser in eine Pfanne, die etwa 14 Zoll im Diameter hielt. In dieses Wasser warf ich, am 14 Junius 1768, einen kleinen frischen Weißfisch, und bemerkte, daß weder der Fisch noch das Wasser, beim Berühren, damahls einiges Licht von sich gaben. Ein fahrenheitisches Thermometer im Keller, wo die Pfanne hingesezt war, stand auf 54 Grad. Am 15ten des Abends war derienige Theil des Fisches, der mit der Oberfläche des Wassers eben war,

helle, aber das Wasser selbst war dunkel. Ich zog das Ende eines Stoks durchs Wasser, von einem Ende der Pfanne zum andern, und das Wasser erschien hinter dem Stok ganz hindurch helle, aber es leuchtete nur da, wo es gerühret wurde. Sezte man alles Wasser in Bewegung, so erschien das Ganze helle, und wie Milch. Es warf ein merkliches Licht um sich her, auf alle Seiten der Pfanne, darin es stand, und dis dauerte eine gute Weile fort, nachdem es schon wieder stille geworden war. Das Wasser erschien am hellesten, wie der Fisch etwa 28 Stunden darin gewesen war, aber es wolte, wenn es auch gerühret wurde, nicht mehr leuchten, wie er drey Tage darin gelegen hatte.

Zweiter Versuch.

Ich goß vier Maaß frisch Wasser in eine Pfanne, und vier Maaß Seewasser in eine andere. In iede dieser Pfannen warf ich

einen

einen frischen Hering, der etwa drey Unzen wiegen mögte. In der folgenden Nacht war die ganze Oberfläche des Seewassers, ohne gerühret zu werden, helle, und wurde viel heller, wenn es in Bewegung gesezt wurde. Der obere Theil des Herings, der ziemlich tief unter der Oberfläche des Wassers lag, erschien sehr glänzend. Das frische Wasser war ganz dunkel, und so war auch der Fisch darinnen. Es fanden sich verschiedene glänzende und helle Flekken auf der Oberfläche des Seewassers, und sie schien, wenn man sie beim Lichte besahe, mit einem fettigen Schaum bedekt zu seyn. In der dritten Nacht war der Schein des Seewassers, wenn es stille stand, sehr gering, wo nicht beinahe ganz vergangen, wenigstens viel schwächer, als vorher. Indessen, wenn das Wasser umgerühret wurde, so war das Licht so groß, daß man Zeiger und Zahlen an einer Taschenuhr unterscheiden konte, und der Fisch war wie ein finsterer Körper. Von dieser Zeit an nahm das Licht sehr ab, allein es war nicht ganz verschwunden vor dem

Ende der siebenden Nacht. Das frische Wasser, mit dem Fische darin, waren die ganze Zeit hindurch vollkommen dunkel. Das Thermometer war gemeiniglich über 60 Grad.

Dritter Versuch.

In vier Maaß frisch Wasser warf ich so viel gemeines oder Seesalz, bis ich durch einen Hydrometer ausfand, daß es dieselbe gravitatem specificam mit dem Seewasser hatte. In einem andern Gefässe, mit vier Maaß frisch Wasser, lösete ich zwey Pfund Salz auf, und in iedes von diesen Wassern warf ich einen kleinen frischen Hering. Am folgenden Abend war die ganze Oberfläche des künstlichen Seewassers helle, ohne daß es gerühret wurde, aber es warf weit mehr Licht um sich, wenn es gerühret wurde. Es verhielt sich in allen Stükken, wie mit dem wirklichen Seewasser im vorigen Versuche, das Licht dauerte eben so lange, und

verlohr

verlohr sich auf dieselbe Art (*). Das andere Wasser, ob es gleich so salzig, als nur möglich war, gab doch niemahls das geringste Licht von sich. Den Hering, der in der siebenden Nacht aus dem Wasser genommen, und vom Salze gereinigt wurde, fand ich von dichtem Fleische, und ohne Fäulniß; da hingegen der andere weich, und in die Verwesung gegangen war, und zwar noch mehr als der andere, der die ganze Zeit hindurch im frischen Wasser, beim lezten Versuche, aufbehalten war. Wenn man einen Hering im warmen Wetter in 40 Maaß künstlichen Seewassers, an Statt in 4 Maaß, wirft,

(*) Verschiedene Flußfische, als die Bleie, der Gründling, der Karpe, die Schleie und der Aal, wurden in solchem, durch die Kunst gemachten Seewasser, aufbehalten, um zu verfaulen; aber sie gaben kein Licht von sich, wenigstens habe ich keines bemerket. Ein Stük vom Karpen machte das Wasser sehr helle, obgleich seine Aussenseite, oder der schuppigte Theil, gar keinen Glanz von sich warf.

wirft, so wird das Wasser leuchtend werden, aber nicht so stark, als wenn es weniger wäre.

Man merke: das künstliche Seewasser kann ohne ein Hydrometer gemacht werden, nach dem Verhältniß, von vier Unzen (davon 16 auf ein Pfund gehen) zu sieben Nössel Wasser, das Nössel nach Weinmaaß gerechnet.

Aus dem andern und dritten Versuche ist klar, daß die Quantität des Salzes, so im Seewasser stekt, die Fäulniß befördert. Denn der Fisch, der in dem überaus salzigen Wasser gelegen hatte, war mehr in Fäulniß gegangen, als der, der im frischen Wasser eben so lange gelegen hatte. Diese unerwartete Eigenschaft des Salzes wurde von Sir John Pringle, im Jahr 1750, entdekt, und im 46sten Bande der philosophischen Transactionen, mit verschiedenen artigen und nüzlichen Versuchen über Körper, die der Fäulniß widerstehen, bekant gemacht.

Aber

Aber die größte Quantität Salz, die dort angegeben wird, ist geringer, als die, welche im Seewasser stekt. Es ist daher wahrscheinlich, daß, wenn die See weniger salzig wäre, so würde sie auch heller erscheinen. Und hier verdienet angemerkt zu werden, daß, ob es gleich bekant ist, daß die größte Sommerhizze die Fäulniß befördert, dennoch 20 Grad mehr Hizze, als im menschlichen Blute stekt, vermögend sind dieselbe zu hindern: denn wie ich ein kleines Stük eines leuchtenden Fisches in eine dünne Glaskugel stekte, so fand ich, daß Wasser, dessen Hizze 118 Grade erreichte, das Leuchten in weniger denn einer halben Minute verhindern wollte; und wenn ich das Stük aus dem Wasser nahm, so wolte es zwar innerhalb zehn Secunden wieder zu leuchten anfangen, aber niemahls so glänzend, als zuvor.

Nun will ich zu diesen Versuchen die umständlichste Nachricht von dem Leuchten der See, die ich finden kann, hinzu fügen. Robert Boyle, im dritten Bande seiner

Werke, S. 19, der Ausgabe des D. Birch, sagt: Wenn ich mich erinnere, wie vielfältig ich Seefahrende, wegen des Leuchtens der See, befragt; und wie die See an einigen Orten des Nachts zu scheinen pflegt, so weit das Auge nur reichen kann; und zu andern Zeiten und an andern Orten nur allein, wenn die Wellen gegen das Schiff schlagen, oder die Ruder das Wasser berühren und zerspalten; wie einige Seen oft scheinen, und andere niemahls geschienen haben; wie man an einigen Orten der See angemerket hat, daß sie zu leuchten pflegen, wenn gewisse Winde wehen, da hingegen in andern Seen dis nicht ist bemerket worden, und wiederum ein Strich in der See, in einem engen Umfange, leuchten will, und andere Theile gar nicht: wenn, sage ich, ich mich dieser seltsamen Erscheinungen, in diesen grossen Gewässern, die mir von den glaubwürdigsten Zeugen sind erzählet worden, erinnere, so mögte ich bey nahe glauben, daß ein gewisses Weltgesez, oder eine Gewohnheit unserer Erdku-

gel,

gel, oder wenigstens ein planetarischer Wirbel, diese sonderbaren Erscheinungen hervor bringe.„

Der Vater Bourzes hat uns noch einen umständlichern Bericht ertheilt, wie die See aussiehet, wenn sie leuchtet. Ich will einen Theil davon aus der dritten Ausgabe von Jones Auszug aus den philosophischen Transactionen, im fünften Bande, Th. 2, S. 213, hersezzen. „Wenn das Schif geschwinde segelte, so bemerkten wir öfters einen hellen Glanz in dem Striche, welchen das Schif in seinem Laufe hinter sich machte. Dieser Schein war nicht immer gleich, einige Tage hindurch war er sehr gering, und an andern konte man ihn gar nicht bemerken. Er war indessen so helle, daß ich ohne Mühe bey demselben lesen konte, ob ich gleich neun oder zehn Fuß über die Oberfläche des Wassers erhaben war. Ich versuchte dis besonders am 10ten und 12ten Julius 1704. Doch muß ich bemerken, daß es nur der Titel meines

Buchs

Buchs war, der mit grossen Buchstaben gedrukt war. Was die Ausdehnung des Lichtes betrift, so erschien der Strich hinter dem Schiffe wol manchmahl 30 bis 40 Fuß helle, aber der Glanz war doch bläsſer, ie weiter die Entfernung vom Schiffe war. An einigen Tagen konte man leicht einige Theilchen in dem Strich im Wasser unterscheiden, die heller waren, als die übrigen, und manchmahl konte man gar keinen Unterschied bemerken. Der ganze Strich erschien alsdan, wie ein Fluß von Milch, und war sehr artig anzusehen. Zu solchen Zeiten, wan wir hellere Theilchen von den übrigen unterscheiden konten, bemerkten wir, daß sie nicht alle von einerley Figur waren. Einige erschienen wie die äusserste Spizze eines Lichtes, andere waren wie breite Sterne, so wie sie dem nakenden Auge erscheinen. Wir bemerkten einige Theilchen, die wie kleine Kügelchen aussahen, die eine oder zwo Linien im Durchmesser haben mögten, und andere Kugeln, die beynahe so dik seyn mögten, als der Kopf eines Menschen.

Nicht

Nicht immer erscheint die See mit diesem Glanze, wenn sie auch gleich in grosser Bewegung ist. Es ereignet sich auch diese Erscheinung nicht etwa alsdan, wan das Schiff geschwinde segelt, so wenig, als sie von dem Aneinanderschlagen der Wellen herrühret, so viel ich davon beobachten konte. Aber ich habe wohl bemerket, daß das Schlagen der Wellen gegen das Ufer dergleichen häufig verursacht hat; und in einer Nacht war einmahl das Ufer an den Küsten von Brasilien so helle, daß es schien, als ob alles in Feuer gestanden.„

„Das Entstehen dieses Lichts hängt sehr von der Beschaffenheit des Wassers ab. Und wenn ich mich nicht sehr irre, so mögte ich, allgemein zu reden, behaupten, daß, wenn die übrigen Umstände gleich sind, das Licht allemahl alsdan am hellesten ist, wan das Wasser am fettesten und voller Schaum ist. Denn in der offenbaren See ist das Wasser nicht überall gleich rein, und manchmahl, wenn man ein Stük Leinwand in die

See taucht, so ist es klebricht, wenn man es wieder herauf gezogen hat. Ich habe auch oft bemerket, daß der Strich im Wasser hinter dem Schiffe heller war, wenn das Wasser fetter und klebrichter war. Wenn man Leinwand damit befeuchtete, so wolte es sehr viel Licht von sich geben, wenn es gerieben oder stark bewegt wurde. Ueberdem wenn wir über einige Stellen in der See segelten, fanden wir eine Materie oder Substanz von unterschiedenen Farben, manchmahl roth, manchmahl gelb. Wenn man es ansahe, so solte man gedacht haben es wären Sägespäne. Unsere Matrosen sagten es wäre der Rogen oder Saamen der Wallfische. Was es eigentlich sey, läßt sich nicht bestimmen: aber so oft wir an solchen Orten Wasser aufzogen, war es allemahl klebricht, wie Leim. Unsere Seeleute sagten auch, daß ganze Haufen, oder Bänke, von diesem Rogen in den nördlichen Gewässern anzutreffen sind, und daß dieselben manchmahl in der Nacht ganz helle erscheinen, ohne durch ein vorübergehendes Schiff, oder

einen

einen grossen Fisch, in Bewegung gesezt zu werden.„

„Damit ich aber noch mehr bestätigen möge, was ich gesagt habe, daß nehmlich das Wasser, ie fettiger es ist, um so viel mehr auch zum Leuchten geneigt sey, so will ich noch einen Umstand hinzu sezzen, den ich selber beobachtet habe. An einem Tage fingen wir auf unserm Schiffe einen Fisch, von dem wir glaubten, daß er zur Gattung derer gehöre, die man Boneta nennt. Das Innere des Mauls des Fisches leuchtete in der Nacht, wie eine brennende Kohle, so, daß ich, ohne Beihülfe eines andern Lichts, dieselben Buchstaben lesen könte, die ich beim Glanze des Strichs hinter dem Schiffe hatte lesen können. Da das Maul voller klebrichter Materie war, so wurde es in demselben über und über helle, wenn wir es mit einem Stükke Holz rieben. Aber so bald die Feuchtigkeit aufgetroknet war, verschwand das Licht.„

„Ich überlasse es der Untersuchung anderer, ob diese Umstände sich insgesamt durch das System derer erklären lassen, die behaupten, daß dis Licht in der Bewegung einer feinen Materie oder Kügelchen bestehe, die von der heftigen Bewegung verschiedener Arten von Salze herrühret.„

✡ ✡

✡

Ein besonderer Vorfall, wie iemand durch den Bliz vom Schlage genas.

Herr Winder, der die Person ist, an der sich dieser Vorfall ereignet, ist Prediger zu Halsted, in der Grafschaft Kent. Er hat eine gesunde Leibesbeschaffenheit, starke Gliedmassen, und ist zum Fettwerden geneigt. Seine Gesichtsfarbe ist blühend, sein Temperament aufgeräumt, sein Gemüth mehrentheils heiter, und im

Um-

Umgang ist er scherzhaft. Er hatte eine so glükliche Leibes-Constitution, daß er, in einem Alter von 54 Jahren, von keiner Krankheit etwas wußte, und welches in einer solchen Periode des Lebens etwas seltenes ist, von allen Empfindungen eines erheblichen Schmerzes befreiet war. Aber diese glüklichen Gesundheitsumstände solten sich nun verändern. Am 3ten Junius 1761, während der Verrichtung seiner Amtsgeschäfte, bemerkten einige seiner Gemeine, ohne daß er selbst etwas davon wußte, daß seine Stimme sich veränderte, und daß er die Worte nicht mit seiner gewöhnlichen Deutlichkeit und Leichtigkeit aussprach. In der folgenden Woche, ohnerachtet er selbst nichts davon wußte, bemerkten seine Freunde eine zunehmende Veränderung, und ein Stammeln in seiner Rede. Und wenn sie ihm etwas davon sagten, so sahe er es als eine Sache an, die seiner Aufmerksamkeit nicht sonderlich werth war. Indessen zeigte es sich in der Folge ganz anders, denn am ersten Julius, des Abends, da er mit einigen

gen seiner Nachbarn in seiner gewöhnlichen Munterkeit zubrachte, fiel er unvermuthet von seinem Stuhl, vom Schlage gerühret, zu Boden. Wie der Paroxysmus ein wenig über war, und er sich etwas erhohlet hatte, so fand er sich bey nahe gänzlich des Gebrauches seiner Sprache beraubt, und seine Sinne in einem sehr unvollkommenen Zustande. Man brachte ihn des Tages darauf zu einem berühmten Arzt in London, der ihm einen Theelöffel voll von der folgenden Mixtur verordnete: ℞. Tinct. cort. peruv. Canel. alb. Sp. Lavend. ana drachm. ij. und spanische Fliegen ihm am Hintertheile des Hauptes legen ließ, und ihm verordnete in seiner gewöhnlichen mässigen Diät fortzufahren. Da er sich sorgfältig nach dieser Vorschrift des Arztes richtete, ward er so viel besser, daß er wenige Wochen nachher sich von einem Orte zum andern, vermittelst eines Stokkes, bringen konte, wenn die Entfernung nicht zu weit war. Seine Sprache war noch immer stammlend und kaum verständlich; seine Hände zitterten sehr; sein

Haupt

Haupt war schwindlig; und die Kräfte seines Verstandes so sehr geschwächt, daß er manchmahl ausser sich selbst war.

In diesem Zustande brachte er ein Jahr lang in Schmerzen und in halber Verzweiflung zu. Man rieth ihm, am 8ten Junius 1762, die Stahlwasser von Tunbridge zu gebrauchen. Er folgte den Vorschriften der Aerzte ganzer sechs Wochen lang so genau, daß er am Ende dieses Zeitraums nach Hause zurük kehrete, und so weit wieder her gestellet war, daß er, vermittelst eines Stoks, wol eine halbe englische Meile gehen konte. Das Zittern seiner Hände hatte so weit nachgelassen, daß er seinen Namen ziemlich leserlich schreiben konte, welches er seit dem ersten Anfall der Krankheit zu thun nicht vermögend gewesen. Indessen fühlte er noch eine allgemeine Schwachheit in allen seinen Muskeln, und ein Unvermögen, das zu thun, was er durch sie wolte gethan haben. Er empfand manchmahl ein heftiges Herzklopfen, zittern in seinen Gliedern und

subsultus tendinum. Ueberdem war er dem Schwindel sehr unterworfen. Allein diese zufälligen Wirkungen seiner Krankheit waren nur etwas geringes, in Vergleichung des grossen Elendes, welches er ausstehen mußte, da er einen heftigen und unterdrükkenden Schmerz in seiner Brust empfand, der seinen Geist beständig niedergeschlagen machte, weil keine Hofnung seiner Wiedergenesung vorhanden war. In dieser unglüklichen Lage einer schlechten Gesundheit hielt er drey Wochen lang aus, nachdem er Tunbridge verlassen hatte. Wie er nun gänzlich an seiner völligen Wiederherstellung verzweifelte, so ereignete es sich am 24sten August 1762, um 10 Uhr des Abends, da er im festen Schlaf im Bette lag, daß, bey einer schweren Atmosphäre, bey einem bewölkten Himmel, bey sehr wenigen oder gar keinen Regen, bey einer fast nicht zu bemerkenden Bewegung der Luft, es sehr heftig zu donnern und zu blizzen anfing, so, daß der Kranke darüber aus seinem Schlafe erwekt wurde. In dem Augenblikke, da er erwachte,

wachte, fühlte er eine sehr heftige und schnelle Erschütterung durch seinen ganzen Leib, als ob er vom Blizze wäre gerühret worden. Allein es ging geschwinder vorüber, als er daran gedenken konte, und ließ eine Empfindung zurük, als ob er eine elektrische Erschütterung erdnldet hätte, die sich leichter empfinden als beschreiben läßt. In eben demselben Augenblik war sein Zimmer ganz vom Blizze erleuchtet, und es blieb ein starker Geruch vom Phosphorus zurük. Von dieser Zeit an fand er die Kräfte seiner Natur lebhafter, und das Gefühl seiner Sinne sehr verändert, so, daß er sich völlig wieder hergestellt zu seyn glaubte. Es kam ihm vor, als ob eine Verhinderung, oder grosse Beschwerde in seiner Brust, auf einmahl wäre hinweg geräumt worden, und als ob sein Odem seine vorige völlige Freiheit und Ausdehnung wieder bekommen hätte. Die Unterdrükkung und Beängstigung, worüber er sich vorhin beklagt, schien gänzlich vorüber zu seyn. Er belustigte sich nun mehr, wenigstens in seiner Einbildung, mit

der angenehmen Vorstellung, daß er völlig genesen sey. Allein wie unendlich grösser war seine Freude, als er beim Aufstehen des Morgens mit ungewöhnlicher Leichtigkeit sich bewegen konte, und fand, daß die Einbildung, mit der er sich in der Nacht vergnügt hatte, eine wahre Sache war, indem er sich wirklich ohne Schmerzen in vollkommener Gesundheit befand. In seinem Hauptе schien es ganz aufgeräumt zu seyn, seine Brust war von der gewöhnlichen Unterdrükkung und Schmerzen befreiet. Er konte alle seine Gliedmassen mit eben der Festigkeit und Geschwindigkeit bewegen, als er hatte thun können, ehe ihn der unglükliche Zufall befiel. Die Erstarrungen, das Zittern und das lange unglükliche Gefolge vom Elende, damit er vorhin behaftet war, waren nun alle verschwunden. Die Freude über seine wieder erhaltene Gesundheit war, wie der anbrechende Morgen, erneuet; und iedes paralytische Symptom war mit der vergangenen Nacht entwichen. Er selbst gestehet, daß, ob er gleich den Tag zuvor nicht weiter

ter als eine halbe Meile gehen konte, er doch am folgenden Morgen wohl 10 oder 12 Meilen mit Gemächlichkeit hätte zurük legen können. Am 20sten September 1762 war er noch in vollkommener Gesundheit, und gebrauchte, zur Versicherung einer fortdauernden Gesundheit, die Wasser von Tunbridge, wo er selbst die Nachricht und diese Umstände seiner Wiedergenesung mitgetheilet hat.

Wir wollen nur noch bemerken, daß Herr Winder überall als ein Mann von grosser Glaubwürdigkeit, als ein Freund der Wahrheit, und als ein Mann von gesundem Verstande und Denkungsart bekant ist. Wir können also den Verdacht nicht hegen, daß entweder sein Kopf oder sein Herz uns in dieser Erzählung habe hintergehen wollen, die aus seinem eignen Munde nieder gesezt ist, und zwar so genau und umständlich, als möglich, damit es allen denen ein Genüge leisten möge, die

diesen

diesen Vorfall ihrer Aufmerksamkeit würdig halten solten.

* * *

Eine Nachricht von dem Schneidervogel (Tailor bird), nebst der Beschreibung eines indianischen Waldes (*).

Hätte die Vorsehung das gefiederte Geschlecht nicht mit besondern Instinkten begabt, so würden die Vögel im heissen Himmelsstriche ihre Nester eben so nachlässig bauen, als bey uns in Europa. Allein da die kleinern Vögel eine gewisse Ahndung der Gefahr haben, welche sie umgibt, und zugleich ihre eigne Schwäche kennen, so hängen sie ihre Nester an die äussersten Zweige der Bäume. Sie wissen es, daß sie die Ein-

(*) Aus Pennant's Indian Zoology.

Einwohner eines Clima sind, das mit Feinden ihrer selbst und ihrer Jungen angefüllet ist, mit Schlangen, die sich am Stamm der Bäume hinauf winden, und mit Affen, die beständig Raub auf suchen. Indessen hat sie der Himmel gelehret, wie sie sich gegen das Schleichen der erstern, und gegen die Geschwindigkeit der andern in Sicherheit sezzen sollen.

Ein indianischer Wald ist eine so mahlerische Scene, als man sie sich immer vorstellen kann. Die Bäume scheinen ganz lebendig zu seyn. Die fantastischen Affen beleben die stärkern Zweige, und die schwächern wanken über dem Haupte des Wanderers, weil sie mit singenden und mannigfaltig gefiederten Bewohnern beladen sind. Es ist ein Irthum, wenn man behauptet, daß die Natur den Vögeln der heissern Climaten eine melodische Stimme versagt, und sie dagegen mit prangenden Federn, nur allein das Auge zu vergnügen, geschmükt habe. Ceylon hat einen Ueberfluß an Vögeln, die voll-

vollkommen so schön singen, als die in Euro-
pa (*). Sie zwitschern zwischen den Blät-
tern der Bäume, die ein groteskes Ansehen ha-
ben, und oft mit den angenehmsten und ge-
sundesten Früchten beladen sind. Vögel,
von den herrlichsten Farben, durchkreuzen
die Oefnungen des Waldes, und ganze Heer-
den von Pfauen erheben und verschönern die-
se Reize, indem sie ihre Federn gegen eine
Sonne ausbreiten, die dort so herrlich scheint,
daß sie ihnen vollkommen Gerechtigkeit wi-
derfahren läßt. Die Landschaften und Ge-
genden, in einigen Theilen von Indien,
geben den Schönheiten der belebten Schö-
pfung im geringsten nicht nach. Die Gebir-
ge sind hoch, steil und gebrochen, aber sie
sind mit Wäldern bedekt, und durch Wasser-
fälle verschönert, deren Pracht und Figur
unsern Welttheilen ganz unbekant ist (**).
Aber

(*) Der Vogel, den die Portugisen Domi-
niquin nennen, singt ganz vorzüglich fein.

(**) Die auf den Inseln Celebes machen einen
ganz

Aber damit wir diesem bezaubernden Anblik auch die andere Seite geben, so müssen wir hinzu sezzen, daß es unmöglich ist, sich desselben mit ruhigem Herzen zu erfreuen. In der einen Jahrszeit ist man mit einer brennenden Hizze geplagt, und in der andern mit den heftigsten Regengüssen und Ueberschwemmungen. Man wird von ganzen Wolken schädlicher Insekten gemartert, man hat die Anfälle des Tigers, und den schädlichen Biß der Naia zu befürchten. Im Thierreiche ist hier mehr Feindschaft und Widerwärtigkeit anzutreffen, als in irgend einem andern Clima. Die Vögel sind hier genöthigt ungewöhnliche Kunstgriffe zu gebrauchen, um ihre Jungen gegen die in Sicherheit zu sezzen, die ihnen nachstellen. Sie haben insgesammt einerley Absicht, ob sie gleich verschiedene Mittel anwenden, dieselbe zu erreichen. Einige bilden ihr hängendes Nest in der Gestalt eines Beutels,

tief

ganz entzükkenden Prospekt, wie man dis an den Gemählden sehen kann, davon der Herr Loten der Besizzer ist.

tief und oben offen, andere mit einem Loche auf der Seite, und andere, die noch vorsichtiger sind, machen den Eingang unten am Boden, und das eigentliche Nest ganz nach oben zu (*).

Der kleine Vogel, den wir hier beschreiben, ist indessen noch mistrauischer, als alle die übrigen. Er will sein Nest selbst nicht einmahl der äussersten Spizze eines biegsamen Zweiges anvertrauen, sondern will es dadurch noch sicherer machen, daß er es an ein Blat anhängt.

Er sucht sich ein erstorbenes Blat auf, und nähet es an die Seite eines grünen Blat-

(*) Dergleichen Instinkt nimmt man besonders unter den Vögeln an den Ufern des Flusses Gambia in Afrika wahr, wo es eine Menge von Affen und Schlangen gibt: andere machen ihr Nest in den Löchern des Ufers des Flusses, welches über denselben hinweg hängt. Purchas. II. p. 1576.

Blattes (*). Sein dünner Schnabel dient ihm statt einer Nähnadel, und sehr zarte Fäserchen statt des Zwirns. Er füttert es mit Federn, Daunen und weichen Sachen. Seine Eier sind weiß, und die Farbe des Vogels lichtgelb. Seine Länge ist drey Zoll, und sein Gewicht nicht mehr als drey Sechszehntheil einer Unze, so, daß die Materialien des Nestes und seine eigne Schwere nicht leicht eine Wohnung herunter stürzen können, die so zärtlich aufgehängt ist.

Das Folgende, was der Verfasser sagt, kann dazu dienen, uns einen Begriff von der Hizze in diesem brennenden Clima zu machen. Wenn er zu dem Kupfer der schwarzgekapten Taube eine Beschreibung hinzu sezt, so sagt er: dis schöne Stük ist nach dem Leben gezeichnet. Man fand die Taube an der Erde auf der Insel Java, wo sie an einem der heissen Tage, die nur

(*) Man kann ein Nest dieses Vogels im britischen Museo sehen, wo eines unter den Seltenheiten aufbehalten wird.

allein in diesem Himmelsstrich bekant sind, todt aus der Luft nieder gefallen war. An solchen Tagen pflegen die Vögel in der Luft, weil sie nicht athmen können, öfters zu erstikken: die Löwen, die Leoparden, die Wölfe, tauchen sich alsdan so tief ins Wasser ein, daß sie nur eben die Nasenlöcher oben behalten, um sich gegen das Brennen der Sonne (*) einigermassen in Sicherheit zu sezzen. Die Menschen sehen sich alsdan genöthigt, auf die höchsten Bäume zu klettern, um eine etwas gemässigtere Luft zu schöpfen (**).

(*) Boone's account of the climate and Diseases of Senegal.

(**) Philosophical Tranfactions, 1767.

Biogra-

Biographie.

Beschluß der Lebensgeschichte D. Nathanael Lardners.

(Man sehe S. 100, des andern Stüks.)

Im Jahr 1758 trat ans Licht: Die wahre Beschaffenheit des Zustandes der Besessenen, deren im N. T. Meldung geschiehet. Vier Predigten über Mark. 5, 19. nebst einem Anhange, darin diese Materie weiter aus einander gesezt wird (*). Ferner: ein Brief an Jonas Hanway Esq. über die Magdalenenhäuser (**). Im Jahr 1759 er-

 schien

(*) The case of the demoniacs, mentioned in the new Testament: Four discourses upon Mark 5, 19. with an appendix, for farther illustrating the subject.

(*) Magdalenenhäuser nennt man hier diejenigen Anstalten, darin liederliche Weibsbilder

schien ein Brief, die Frage betreffend: ob das Logos die Stelle der menschlichen Seele in der Person Christi vertreten? (A letter writ in the Year 1730, concerning the question, wheter the logos supplied the place of a human soul in the person of Jesus Christ; to which are added two postscripts: the first containing an explication of these words, the

bilder, wenn sie ihr Leben bessern wollen, aufgenommen werden. Es ist eine grosse Summe Geldes zu dieser Anstalt zusammen gekommen, und es wird aniezo ein solches Magdalenenhaus in Gevrge's Fields gebauet, welches eher einem Palast, als der Residenz bußfertiger Huren ähnlich sieht. Lardner wolte die Ehre der Marie Magdalene retten, und da Hanway sie eine Hure genennt, so nimmt es Lardner auf sich, zu beweisen, daß sie keine Hure gewesen, und daß Mark. 7, 36. f. nicht von ihr die Rede sey. Er schließt daraus, daß der Ehre der guten Marie zu nahe geschehe, wenn man die vorhin beschriebene Anstalten Magdalenenhäuser nennte.

the ſpirit, the holy ſpirit, the ſpirit of God, as uſed in the ſcriptures: The ſecond containing remarks, upon the third part of the late biſhop of Clogher's vindication of the hiſtories of the old and new teſtament.) Im Jahr 1760 kam der zweite Theil ſeiner Predigten über verſchiedene Materien (Sermons on various ſubjects) zum Vorſchein. Die Anmerkungen über D. Ward's Abhandlungen über verſchiedene Schriftſtellen, ſind vom Jahr 1762. (Remarks upon the late D. Ward's diſſertations upon ſeveral paſſages of ſcripture, wherein are ſhewn, beſides other things, that St. John computed the hours of the day after the jewiſh manner. Who are the Grecians? Act. 6. The deſign of the apoſtles decree, Acts. 15. That there was but one ſort of jewiſh proſelytes: Wherein lay the fault of St. Peter and how St. Paul may be vindicated.) Zwey Jahr nachher, nehmlich 1764, kam ohne ſeinen

Namen heraus: Betrachtungen über D. Macknight's Harmonie der vier Evangelisten. (Observations upon D. Macknight's Harmony of the four Gospels, so far as relates to the history of our saviours resurrection, in a letter to the author.) In eben diesem Jahr trat der erste Theil seiner Samlung alter jüdischer und heidnischer Zeugnisse, für die Wahrheit der christlichen Religion, ans Licht. (Ancient jewish and heathen testimonies to the truth of the christian religion.) Der andere Band erschien 1765, der dritte 1766, und der vierte oder lezte 1767.

Ueber dasjenige, was Lardner im ersten Bande vom Josephus geschrieben, erhielt er von D. Chandler den folgenden Brief.

Old Jury, Decembr. 4, 1764.

Ehrwürdiger und werther Herr,

Wie ich die Nachricht und den Plan von

ihrem

ihrem Werke erhielt, nahm ich mir sogleich vor, das Werk, so bald es ans Licht treten würde, zu kaufen. Ich bin Ihnen daher sehr verbunden, daß Sie mir dasselbe, als ein Geschenk, und als ein Zeichen Ihrer Achtung gegen mich, zugeschikt haben. Ich sezze einen desto höhern Werth darauf, da ich Ihre Freundschaft und Ihre Achtung so hoch halte. Das einzige Stük, darin Sie mir noch kein Genüge geleistet haben, ist Ihre Meinung von dem Zeugnisse des Josephus von unserm Erlöser, von dem ich allemahl, wenigstens was den größten Theil desselben betrift, geglaubt habe, daß es ächt sey. Ich habe nicht Zeit alle die Einwürfe, welche gegen die Aechtheit dieses Zeugnisses gemacht werden, zu beantworten, allein Sie werden mir erlauben, ein Paar Anmerkungen über das Zeugniß selbst zu machen.

1.) Daß es sehr richtig mit unter die Dinge gesezt ist, die unter der Statthalterschaft des Pilatus vorgefallen sind, und als eine Ursache der Unruhen ist mit angege-

ben worden, die sich unter Pilato ereigneten.

2.) Er bezeuget, daß er ein weiser Mann gewesen. — Er sagt, es wäre ungewiß, ob er etwas mehr als ein gemeiner Mensch gewesen: denn ich glaube dis ist die Meinung der Worte, ειγε ανδρα αυτον λεγειν χρη. Denn Josephus konte, nach seinen iüdischen Grundsäzzen, ihn für nichts weiter als einen blossen Menschen halten, ob er gleich ungewiß war, ob er nicht etwas mehreres wäre, ob er nicht eine ausserordentlichere Person, als ein blosser Mensch, seyn mögte. Selbst dieienige Stelle, die Sie aus dem Josephus anführen, da er von Moses sagt: er sey ein Mann, der über die menschliche Natur erhaben gewesen, rechtfertigt das, was er von Christo sagt.

Er sagt weiter, er sey παραδοξων εργων ποιητης gewesen. Und dis gestehen die Juden, seine Zeitgenossen und seine Feinde, selbst ein, Matth. 13, 54. 14, 2. f. —

Er

Er war ein Lehrer solcher Menschen, welche die Wahrheit gerne annahmen. Sie fragen, wie Josephus die christliche Religion wol Wahrheit hätte nennen wollen? Ich antworte, dis wolte er gewiß thun, besonders wenn er auf die Sittenlehre Christi sahe, und dis ist, meiner Meinung nach, auch nur allein was Josephus wußte, und was er bey diesem Ausspruch meinte. Matth. 22, 16.

Er zog viele Juden und Heiden an sich. Dis war andem, zu der Zeit, da Josephus schrieb. Sie selbst rechtfertigen diesen Ausspruch in Ihrem fürtreflichen Werke. S. 169.

Dieser war der Christ. ὁ χριστος ουτος ην. Ich übersezze die Worte so: dieser, nehmlich Jesus, war der berühmte Christus. Der Name Jesus war ein sehr gewöhnlicher Name, und würde ihn nicht genug für die Griechen und Römer ausgezeichnet haben. Der Name, unter dem sie

ihn kanten, war Chrestus oder Christus, wie ihn Suetonius und Tacitus nennen. Und wenn es wahrscheinlich ist, wie sie meinen, daß Tacitus den Josephus gelesen, so halte ich dafür, daß er diesen Namen vom Josephus genommen. Josephus hielt ihn gewiß nicht für den Messias, woraus denn folgt, daß, wenn er diese Geschichte schrieb, er unter dem Namen Christus nicht den Messias der Juden verstehen konte, von dem die Griechen und Römer nichts wußten. Hingegen hatten sie wol von dem berühmten Christo gehöret, der der Stifter desienigen Volkes war, das sich Christen nente. Dis, glaube ich, ist die wahre Meinung des Ausdruks, und so war er auch den Heiden verständlich.

In der folgenden Periode: als Pilatus auf Anhezzung, bis auf die Worte, hörete nicht auf ihm anzuhangen, ist alles zuverlässig wahr, und so beschaffen, daß es irgend iemand, der mit der Begebenheit bekant

bekant war, sagen konte, ohne deswegen ein Christ zu seyn.

Von den folgenden Worten, denn am dritten Tage ꝛc. kann man zugeben, daß sie auch dem Josephus zugehören, wenn man annimmt, daß er das angeführet, was die gewöhnliche Meinung seiner Nachfolger war. Wenn ich indessen meine Meinung offenherzig sagen soll, so halte ich dis eher für ein Einschiebsel des Eusebius, oder sonst eines Christen, und glaube, daß die Verbindung der eigentlichen Worte des Josephus so seyn solte: dieienigen, die vorhin eine Zuneigung zu ihm gehabt hatten, höreten nicht auf, ihm anzuhangen, und die Sekte der Christen, die von ihm den Namen erhalten hat, dauret bis auf den heutigen Tag. Dergleichen Zusaz konte er nicht wohl vermeiden.

Was die Anmerkung über den Ausdruk betrift, των χριστιανων Φυλον, und daß das Φυλον hier anstatt Sekte gesezt sey, und

alle

allemahl dergleichen bedeute, darüber bin ich noch nicht völlig mit mir einig. Josephus gebraucht gewiß das Wort Φυλον oft statt Nation, und, wie mich dünkt, zu Zeiten noch wol in weitläuftigerm Verstande. So sagt er uns in einer Stelle, die er aus dem Strabo anführt, τοπον δη εστι ραδιως ευρειν της οικουμενης, ος δ παραδεδεηται τουτο το Φυλον, nicht diese Nation, der Begrif würde zu weitläuftig seyn, sondern, wie es in der lateinischen Version steht, hoc genus hominum. So finde ich auch beim Dion Cassius τους βουλευτικους Φυλους γεγενημενους, qui sunt senatoria origine. Vol. 2. p. 912. Ed. Reimari. Φυλον. εθνος, γενος. Hesychius. Warum solten wir denn die Worte beim Josephus, χριστιανων Φυλον, nicht übersezzen, die Art Leute, die man Christen nennt? Es ist auch nicht unwahrscheinlich, daß Josephus hinzu sezzen solte, daß sie bis auf seine Zeit, wenn er die Geschichte schrieb, noch fortdauerten.

Erlauben Sie mir nur noch hinzu zu sezzen

sezzen, daß diese Stelle, die Christum betrift, mir nicht scheint den Zusammenhang so zu unterbrechen, als man wol klagen höret. Sie stehen in dem Abschnitte, der von Pilatus handelt, und zwischen zween andern Vorfällen, die zu den Unruhen, während dessen Statthalterschaft, Gelegenheit gaben. Denn waren nicht der Tod Christi, und daß seine Jünger und Apostel, nach seinem Tode, fortfuhren, seine Auferstehung, als eine wahrhafte Begebenheit, bekant zu machen, ein wigtiger Umstand, der viel Unruhe erregte? Und wenn gleich Josephus dis nicht ausdrüklich sagt, so waren vielleicht gute Ursachen seines Stillschweigens vorhanden. Ja er scheint uns sagen zu wollen, daß der Tod Christi eine wigtige Ursach davon gewesen sey, indem er ihn zwischen zwo anderen Ursachen sezt, und ein so rühmliches Zeugniß Christo gibt, wenn er uns erzählet, daß er auf Anstiften der vornehmsten unter den Juden gekreuzigt wurde. Man mögte fast behaupten, daß die

Anständigkeit und Bescheidenheit ihm verbo: ten hätten, ein mehreres zu sagen.

Es hat mich manchmahl gedünkt, daß Josephus diesen Umstand in seiner ursprüng: lichen Handschrift hatte, daß er aber in der Folge, auf Bitten und Ueberreden einiger seiner eignen Nation, denselben in einigen Ko: pien ausgelassen. Und ich glaube, wie Sie auch selbst eingestehen, daß sein Zeugniß von Johanne dem Täufer aus guten Grün: den ächt ist, und man kann keine Ursachen angeben, warum er von Jesu ein gänzliches Stillschweigen solte beobachtet haben.

Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Ihnen mit einem so langen Briefe beschwer: lich falle, zumahl da das, was ich angefüh: ret, von nicht gar grossem Gewichte zu seyn scheinen mögte. Ich gestehe es, ich kan die ganze Stelle nicht als unächt aufgeben, und gleichwol fühle ich die Stärke der Ein: würfe, die Sie dagegen gemacht haben. Ihre Schrift wird allemahl ein gründlicher

Beweis

Beweis Ihrer Gelehrsamkeit, Ihrer Aufrichtigkeit und Ihrer guten Beurtheilungskraft bleiben. Ich bitte Gott, daß er Ihre Tage so lange fristen wolle, bis Sie Ihre ganze Absicht, und alle Ihre übrigen Aussichten, zum Besten der Religion, ausgeführet sehen. Ich bin mit der vollkommensten Liebe und Hochachtung ꝛc.

Samuel Chandler.

Hierauf antwortete D. Lardner folgendes:

Ehrwürdiger und werther Herr!

Ich bin Ihnen für Ihren freundschaftlichen und wigtigen Brief vom 4ten December, und für alles, was Sie über die darin enthaltene Materie gesagt haben, sehr verbunden. Sie haben die Sache mit grosser Stärke, und auf Ihrer vortheilhaftesten Seite, vorgestellet, und ich werde weiter darüber nachdenken. Indessen werden Sie

es

es mir nicht verdenken, wenn ich mich nicht entschliessen kann, von einer Meinung so leicht abzugehen, der ich seit so langer Zeit mit den größten Kritikverständigen bin zugethan gewesen.

Die Zeugnisse des Josephus, in Ansehung der Erfüllung der Weissagung unsers Erlösers, von der Zerstöhrung Jerusalems, sind unschäzbar. Seine Nachrichten von dem Zustande in Judäa, vor dem Anfange des Krieges, und während des Lehramts Christi und seiner Apostel, sind ebenfals sehr wigtig, ia sie sind von unendlichem Werthe. Aber ich sehe gar nicht ein, daß wir das verdächtige Zeugniß, welches Josephus Christo giebt, ganz und gar nöthig haben; ein Zeugniß, das niemahls von einem unserer christlichen Vorfahren, vor den Zeiten des Eusebius, ist angeführet worden. Ich besinne mich auch nicht, daß er irgend wo den Namen Christus oder Messias, in allen seinen Werken, solte genennet haben, ausgenommen in dem angeführten Zeugnisse,

und

und in der Stelle, die den Jacobus, den Bruder des Herrn, betrift. Solte Ihnen eine Stelle vorkommen, da er sich des Namens Messias bedient, so seyn Sie so gut und lassen mirs wissen. Solte das Wort sonst nirgendwo bey ihm gefunden werden; so muß er es allemahl mit Fleiß vermieden haben, denn er hatte verschiedene Gelegenheiten desselben zu erwehnen, und es dünkt mich daher unnatürlich zu seyn, daß er gerade davon bey der Erwehnung Jesu Christi solte Gebrauch gemacht haben. Sie mögen das Wort erklären, wie Sie wollen, es bleibt allemahl ein Geheimniß, warum er es gerade hier solte gebraucht haben. Dis habe ich Ihnen nur vorläufig iezo antworten wollen. Allein, wie ich bereits gesagt, ich werde Ihren Gründen weiter nachdenken. — Ich wünsche Ihnen den besten Fortgang in Ihren gelehrten Bemühungen und in Ihren Amtsarbeiten ꝛc.

N. Lardner.

In dem leztern Theile seines Werkes, die Geschichte der Kezzer der beiden ersten Jahrhunderte, nebst einer Nachricht von ihren Meinungen, und was sie für Bücher des N. T. annahmen, war er ziemlich weit gekommen, aber es ist zweifelhaft, ob dis Buch wird öffentlich erscheinen können, als ein Werk eines so gelehrten und genauen Schriftstellers, der nach 40 Jahren, oder seit dem Anfange seiner mühsamen Werke, in einem Alter von 83 Jahren, eben so zierlich und mit eben so vielem Geiste schrieb, als wie er den ersten Band seiner Glaubwürdigkeit ꝛc. auffezte. Und vielleicht gibt es sehr wenige, die sich mit mehrerer Aufrichtigkeit solten erkläret haben, oder die ihm in seiner sorgfältigen Genauigkeit, mit der er schrieb, gleich kommen solten. Jede Materie, darüber er schrieb, war wohl vorher erwogen und sehr wohl überdacht. Man kann aus seinen Handschriften sehen, daß er sich niemahls niedersezte über etwas zu schreiben, bis er sich ganz und gar von der Materie, nach einer gehö-

rigen

rigen und reifen Ueberlegung, Meister gemacht. So daß, wenn man seinen ersten Aufsaz mit der zweiten Abschrift vergleicht, der Unterscheid allein darin besteht, daß die Schreibart im leztern genauer ist, als im erstern. Und ohne ihm zu schmeicheln, kann man sagen, seine Schreibart war vorzüglich, ungekünstelt und zierlich.

Lardner unterhielt einen weitläuftigen Briefwechsel, sowol in England, als auch auswärtig, besonders in Amerika und Deutschland. Gegen Fremde, die ihm empfohlen waren, bezeigte er sich ungemein gütig und dienstfertig. Wir wissen es gewiß, daß die Uebersezung seiner Schriften ihm ungemein angenehm war, und daß er besonders deshalb gegen die Deutschen sehr gefällig gesinnet gewesen.

Niemahls hat sich Lardner verheiratet. Den größten Theil seines Lebens hindurch hat er in London, in Hoxton square gewohnet. Im Jahr 1768 verfiel er in eine

Auszehrung, und weil er glaubte, die Veränderung der Luft, nebst dem Ablassen vom Studiren, mögte ihm zur Wiedergenesung beförderlich seyn, so ließ er sich nach Hawkherst, seinem Geburtsort, bringen; allein es war ohne Wirkung. Er starb am 24sten Julius, in einem Alter von 85 Jahren. Man begrub ihn auf Tindals Begräbnißorte, aber es wurde ihm, wie er ausdrüklich verlangt hatte, keine Leichenpredigt gehalten.

Der deutsche Verfasser dieses Auszugs will nur noch ein Paar Anekdoten hinzu sezzen. Erstlich haben ihn glaubwürdige Männer, die sehr gute Freunde Lardners gewesen, versichert, daß er gegen sie gar kein Geheimniß daraus gemacht, daß er in der Lehre von Christo mit den Socinianern völlig einig sey. Dis wird keinesweges darum gemeldet, um die Asche des ehrlichen Lardners zu entehren, vernünftig denkende Männer werden ihn deswegen doch für einen verdienstvollen Gelehrten und für einen rechtschaffenen

schaffenen Mann halten, wenn er auch gleich ein Socinianer war. Hernach so hat der Verfasser selbst einige Beweise in Händen, von der Aufmerksamkeit und Beständigkeit, mit der Lardner auch die größten Werke durchzulesen pflegte. Er hat aus der Lardnerischen Bibliothek, die öffentlich an den Meistbietenden verkauft wurde, einige Bücher erhalten, davon manche 7 bis 8 Quartbände ausmachen; allein sie sind durchaus von Lardners eigner Hand mit einem Bleistift auf dem Rande aller Seiten beschrieben. Endlich denkt der Verfasser, daß er die Veranlassung zu einigen Schriften Lardners näher errathen. Unter einigen kleinern Büchern, die er in der Lardnerischen Bücherverkaufung erstand, ist auch le religion chretienne autorisée par le temoignage des anciens auteurs payens, par le P. Dominique de Colonia. Dis Buch ist, so wie andere, sehr gebraucht, und auf dem Rande durchaus in beiden Bänden von Lardners Hand bezeichnet; und hat ohne Zweifel die Veranlassung zu der

gemeldeten Schrift, ancient jewiſh and heathen teſtimonies to the truth of the chriſtian religion, in vier Quartobänden, gegeben: ſo wie Ittigs lateiniſche Kirchengeſchichte des erſten und zweiten Jahrhunderts zu der lezt gemeldeten Schrift, the hiſtory of the heretics of the firſt two centuries &c., die aber nunmehr wol nicht erſcheinen wird. Es iſt auch gewiß, daß die Autorſchwachheit, oder die iedem Schriftſteller natürliche Zärtlichkeit gegen ſeine gelehrten Arbeiten, ihn veranlaſſete, die diſſertation upon the two epiſtles adſcribed to Clement of Rome &c. gegen Wetſtein zu ſchreiben. Wetſtein hatte Lardnern beleidigt, und ſeinem Lieblingswerke the credibility &c. wodurch ſich Lardner unſterblich machen wolte, ſeinen groſſen Werth ſtreitig gemacht. Wetſtein hatte f. IX. der Vorrede zu den beiden Briefen Clemens des Römers, die hinter ſeiner Ausgabe des N. T. ſtehen, gefagt: Ego ſane Clementis unius nunc prolata teſtimonia omnibus, quae N. Lardnerus

nerus operose collegit, ut Evangelium credibile esse demonstraret, si non praeferenda, saltem aequiparanda esse iudico. Dis hieß nun freilich den guten Lardner auf der empfindlichsten Seite angreifen, und hinc illae lacrumae. Man kann von diesem Streite weitere Nachricht finden in der Bibliotheque Raisonnée, T. L, P. I. Art. X. und in Chauffepié dictionaire, Art. Wetstein. Rem. H. P. IV. f. 696.

* * *

Whitefields Leben.

Daß der bekante Georg Whitefield, im September verwichenen Jahres, unvermuthet in Amerika mit Tode abgegangen, wird vielleicht einigen unserer Leser schon bekant seyn. Wir ergreifen diese erste Gelegenheit, die sich uns anbietet, die Neubegierde derselben, mit der Bekantma-

chung der Lebensumstände dieses Mannes, zu befriedigen, da er ohne Zweifel eine ansehnliche Stelle in der englischen Kirchengeschichte einnimmt. Wir haben ihn selbst von Person gekant, und sind zu Zeiten in seiner Gesellschaft gewesen, und was wir hier von ihm sagen werden, davon können wir mit Wahrheit behaupten, daß unser Herz dabey weder mit Haß gegen, noch mit grosser Bewunderung für ihn, eingenommen ist. Um so viel leichter wird es uns seyn, als aufrichtige Geschichtschreiber, das Leben desselben, so viel uns davon bekant ist, und wir glaubwürdige Zeugnisse in Händen haben, zu entwerfen. Wir haben zwar gesehen, daß man den Anfang gemacht, die Schriften dieses Mannes, nebst seinem Leben, in sechs Octavbänden heraus zu geben (*), und wir würden bis zu dieser Bekant-

(*) Der Titel ist dieser: The Works of the late George Whitefield M. A. of Pembroke college at Oxford, and chaplain to the right Hon. the countess of Huntingdon, containing

kantmachung gewartet haben, wenn wir nicht zum voraus gewiß wüßten, daß dis unbedeutende und wenig zuverläſſige Werk von ſeinen größten Freunden, Anhängern und Bewunderern heraus gegeben würde, die ohne allen Widerſpruch äuſſerſt partei-iſch ſind. Solte indeſſen etwas beſonders darin vorkommen, ſo verſprechen wir unſern Leſern, es gelegentlich nachzuhohlen. — Das hier mitgetheilte Leben iſt theils aus gedrukten, theils aus ſolchen Nachrichten zuſammen getragen, die uns entweder ſelbſt bekant waren, oder die von glaubwürdigen

ning all the ſermons and tracts, puplish'd during his life-time, with a ſelect collection of letters, written by his moſt intimate friends and perſons of diſtinction in England, Scotland, Ireland and America from the Years 1734 to 1770, including the whole period of his miniſtry, together with ſome otner pieces on important ſubjects never before printed, and prepared by himſelf for the preſs. To which will be added an account of his life, with a fine engraved head of the author.

Personen uns sind mitgetheilet worden. Wer was Kurzes lesen will, der nehme allein den Text zur Hand, wer aber etwas ausführlicher will unterrichtet seyn, dem empfehlen wir die Anmerkungen.

Georg Whitefield ist im December 1714 zu Glouceſter geboren, wo sein Vater ein Gastwirth war. Seine Jugend versprach sehr wenig Gutes. Er war, nach seinem eignen Geständniß, der liederlichste und gottloseste Knabe, den man sich vorstellen kann (*). Um so vielmehr ist die in der

(*) Wir wollen ihn selber hören, damit unser Ausdruck desto weniger verdächtig sey. Er sagt in seinem Journal, daß er von seiner Kindheit an unbändig gewesen; daß er nicht die geringste Lust gehabt, etwas zu lernen; daß er Lügen, liederliche Reden, Narrenpossen und Sünden der Unreinigkeit sehr geliebt habe. Er pflegte zu fluchen und zu schwören. Seine Mutter zu bestehlen, und ihre Taschen deß Morgens, ehe sie aufstand, zu plündern, hielt er für keine Sünde. Er liebte zu naschen,

der Folge mit ihm vorgegangene Veränderung seines Lebens merkwürdig, und er nähert sich dem Beispiele verschiedener grossen Heiligen, deren Beispiel und frommes Leben uns sehr erbaulich ist, und die in ihren jüngern Jahren die größten Bösewichter gewesen (*). Er war der Liebling seiner Mutter, die ihn zur Schule hielte, und Lust hatte

schen, ging ungern in die Kirche, schändete den Sabbath, spielete gerne in Karten, liebte Komödien und Romane; ja er sezt hinzu, er würde nicht zu Ende kommen, wenn er sich auf eine Erzählung seiner Jugendsünden einlassen wolte. — Gewiß, dieser Mann ist ein offenbarer Beweis von dem alten schlechten Sprüchworte: die ärgsten Studenten werden die frömsten Prediger.

(*) Die Zeugnisse, die wir aus der Geschichte, zum Beweise dessen, was wir hier sagen, anführen können, sind gar häufig. Wir dürfen uns nur auf die grossen Heiligen berufen, die ihre schweren Jugendsünden freimüthig für die Nachwelt aufgezeichnet haben, entweder um sie zu warnen, oder auch den Ruhm der bekehrenden

hatte, ihn zu einem Geistlichen zu erziehen. Allein die wenige Lust, die er bezeigte, etwas zu lernen, machte der Mutter sehr wenige Hofnung. Er hatte mehr Neigung zum

bekehrenden Gnade, und ihren eigenen Ruhm, in der Verbesserung so grosser Laster, desto mehr zu erheben. Der heilige Augustin, der seine Jugendsünden so ausführlich beschreibt, hat viele Nachfolger gehabt, und er würde gewiß unzählig mehrere gehabt haben, wenn sie alle so aufrichtig, wie er, confessionum libros, hätten schreiben wollen. Aber es ist noch eine grosse Frage, ob die, welche dergleichen Bekenntniß öffentlich abgelegt, und in die Fußstapfen der heiligen Väter in diesem Stük getreten sind, auch eben so aufrichtig, und mit eben den Empfindungen der Reue, wie sie, geschrieben haben? Wie ferne das Bekentniß, welches unser Whitefield abgelegt, aufrichtig und reuend abgelegt sey, wollen wir hier nicht untersuchen, vielweniger entscheiden. Es gibt Leute, die gewisse Laster, so lange sie leben, beibehalten, die aber dieselben unter verschiedenen Gestalten, in unterschiedenem Alter, ausüben, oder damit wir deutlicher reden, welche die Laster selbst nicht

fahren

zum Spiel, als zum Schul- und Kirchen-gehen. Das einzige, was er liebte, wa-ren Komödien und Romane. Wie einer sei-ner Vorgesezten seine grosse Neigung und Gaben zu einem Komödianten bemerkte, ließ er ihn, nebst einigen andern, zu Zeiten ein Schauspiel in der Schule auf führen, und Whitefield pflegte oft die Rolle eines Frau-enzimmers verkleidet zu spielen. Wie er etwa zehn Jahr alt war, verlohr er seinen Vater, und die zeitlichen Umstände seiner Mutter, die sich sehr unglüklich wieder ver-heirathet hatte, fingen an armselig und schlecht zu werden. Whitefield, der glaub-te, daß er sich lange genug, wider seinen Willen, mit den Büchern geplagt, verließ die

fahren lassen, sondern nur die Art, ihre bö-sen Neigungen zu befriedigen, verändern. Es ist ferner eine Frage, die einer nähern Unter-suchung werth ist, ob ein solches Geständniß seiner Laster und Jugendsünden einem in der Folge grossen Lehrer anständig sey? Wir getrauen uns nicht einen entscheidenden Aus-spruch zu thun.

die Schule wie er 15 Jahr alt war, und verwaltete ein ganzes Jahr lang das Amt eines Aufwärters und Bierzapfers, in dem Hause seiner Mutter. Allein diese, da sie in ihren irdischen Umständen so sehr herunter kam, sahe sich genöthiget, die Wirthschaft aufzugeben. Einer ihrer ältern Söhne, der sich verheiratet hatte, übernahm dieselbe, und unser Whitefield solte als Aufwärter und Gehülfe bey ihm bleiben. Er konte sich aber auf keinerley Weise mit seiner Schwiegerin vertragen, daher verließ er Glouceſter, und ging nach Briſtol, zu einem andern Bruder, der daſelbſt wohnete. Er gesteht es ein, daß er, während dieses seines Aufenthalts in Briſtol, viele Rührungen des Geiſtes Gottes an seinem Herzen erfahren. Aber sie dauerten nicht lange. Sein ganzer Aufenthalt zu Briſtol währete nicht viel über zween Monate. Er ging wieder nach Glouceſter zurük, und hielt sich bey seiner Mutter, in sehr kümmerlichen Umständen, auf. Der Müſſigang stürzte ihn in viele Sünden. Er gerieth in schlech-

te

te Gesellschaften, brachte seine Zeit mit Lesung von Romanen und Komödien zu, und verfiel in eine heimliche Sünde, davon er die unglüklichen Folgen, seine ganze Lebenszeit hindurch, an seiner Gesundheit empfunden. Es war eine lange Weile, daß er sich in diesem Zustande befand, und es geschahe durch einen besondern Zufall, daß er nach Oxford geschikt wurde (*). Ehe er dahin

(*) Ein junger Student aus Oxford, der ehemahls Whitefields Mitschüler gewesen, und nun Servitor in Pembroke College war, kam zu Hause nach Gloucester. Unter andern stattete er auch Besuch bey Whitefields Mutter ab, und erzählete ihr, wie er alle Unkosten auf dem Collegio, im verflossenen Vierteljahre, nicht allein richtig abgetragen, sondern auch noch etwas übrig gehabt. Whitefields Mutter, wie sie das hörete, rief aus: O! dis mögte mein Sohn auch thun, und wendete sich sogleich zu ihm, mit diesen Worten: Georg, wilst du nach Oxford gehen? — Von ganzem Herzen, versezte dieser. Die Mutter brachte es durch einige Freunde dahin, daß er als Servitor

in

dahin kam, ging er wieder von neuem, auf eine kurze Zeit, in die Schule, aber es ist höchst wahrscheinlich, daß er nicht viel Gelehrsamkeit mit auf die Universität nahm (*). Achtzehn Jahr mögte er etwa alt

in demselben Collegio solte aufgenommen werden. Vorher nun solte der junge Mensch sich erst ein wenig zur Universität zubereiten, und die Bücher zur Hand nehmen. Es scheint aber wol, als ob nicht viel daraus geworden: denn er gerieth, nach seiner eignen Erzählung, in eine Gesellschaft liederlicher, atheistischer junger Leute, mit denen er ein ausschweifendes und geiles Leben zu führen anfing. Er versichert uns, daß er neue Rührungen der Gnade verspühret, und seinen Vorgesezten von dieser liederlichen Gesellschaft Nachricht gegeben. Allein auch dis war gar bald wieder aber, und der Satan, wie Witherfield sich ausdrückt, wurde wiederum sein Meister. Er fing an den Trunk lieb zu gewinnen, und besoff sich zu Zeiten. Während dieser Zeit näherte sich die Zeit, daß er nach der Universität gehen solte.

(*) Aus unserer ganzen Erzählung, und aus der vorhergehenden Anmerkung besonders, wird es ganz deutlich werden, daß er unmög-

lich

alt seye, als er nach Oxford kam, und als ein Servitor in Pembroke College aufgenommen wurde. Er war ohngefehr

lich mit einigem Anspruch auf Gelehrsamkeit auf die Universität gehen konte. Wir glauben auch, daß Whitefield selbst so viel Bescheidenheit besessen, niemahls sich den Ruhm einiger Vorzüge in der Gelehrsamkeit anzumassen. Denkt man an sein folgendes Leben, an seine Beschäftigungen auf der Universität, an sein immerwährendes unstät und flüchtig seyn, an seine veränderliche Gemüthsart, an seine wenige Mühe, die er sich gab, wenn er schreiben oder reden solte, an die wenige Zeit, die er auf die Lesung von Büchern wendete: so wird dis einem, der nur den geringsten Begrif von der Mühe hat, die es kostet, ein Gelehrter zu werden, leicht überzeugen, daß es in dem Verstande unsers Whitefields wol eben nicht sehr gelehrt und aufgeklärt aussehen konte. Ein ziemlich gutes Genie und Enthusiasmus vertraten die Stelle des Fleisses und der Gelehrsamkeit; und dis hatte bey dem grossen und gemeinen Haufen, dessen Beifall er allein nur verlangte, bessere Wirkung, als wenn er den Ruhm des größten Gelehrten hätte behaupten können.

ein Jahr in Oxford gewesen, wie er unter die Methodisten gerieth (*). Die streng-

ge

(*) Man wird es von uns nicht erwarten, daß wir hier einen Abriß der Geschichte der Methodisten einrükken sollen. Diejenigen, die Lust haben, sich von dieser Sekte ausführlicher zu unterrichten, mögen Alberti Briefe, betreffend den allerneuesten Zustand der Religion und Wissenschaften in Großbritannien, Theil I. Br. 9 — 17. zur Hand nehmen. Wir wünschen nur, daß wir sagen könten, diese Nachrichten von den Methodisten, die Herr Alberti gesamlet, wären so unparteiisch, als sie billig seyn solten, um sich daraus einen richtigen Begrif von den Methodisten zu machen. Allein man siehet es gar zu bald, daß Alberti ihr grosser Freund und Vertheidiger gewesen. Wäre es uns erlaubt, eine Beschreibung von den Methodisten zugeben, so wie sie anjezo wirklich sind, und wie sie Whitefield hinter sich gelassen, so müssen wir sagen, daß sie Leute sind, die ausser der Lehre, daß wir ohne Werke gerecht werden, und daß die Hölle für die unendlich heiß sey, die sich nicht bekehren wollen, wenig von den übrigen Lehren des Christenthums wissen; die alle andere, die

nicht

ge Lebensart, die er unter diesen Leuten führete, schwächte seine Gesundheit

 ungemein

nicht Methodisten sind, für schlechte Christen halten; die die grösste Meinung von ihrer eigenen Heiligkeit haben, und deren Prediger, welche grösstentheils ungelehrte Leute sind, die Kunst verstehen, den armen Leuten in ihren Versamlungen das Geld, unter dem Schein der Heiligkeit, auf die geschikteste Weise aus der Tasche zu hohlen. Wir getrauen uns, diese Beschreibung, die wir noch sehr verlängern könten, durch lauter unläugbare Zeugnisse zu rechtfertigen. Was die Lehren selbst betrift, so haben wir gar nichts dagegen; es sind allerdings die Hauptlehren des Christenthums, daß wir ohne Verdienst durch den Glauben gerecht werden, und daß eine Sinnesänderung bey den Menschen vorgehen müsse: allein wir wollen, daß die übrigen Lehren nicht an die Seite gesezt werden, daß, indem man von der Unzulänglichkeit der Werke vor Gott redet, man die Tugenden selbst, die so unentbehrlich und nothwendig sind, um das Geständniß, daß man ein Christ sey, zu beweisen, nicht dadurch verächtlich machen solle, daß man immer ohne Grund schreiet, sie haben

keinen

ungemein, daher er die Universität verließ, und nach Gloucester ging. Hier sezte er seine

keinen Werth vor Gott. Die eingebildete Heiligkeit dieser Leute, der Stolz, den Whitefield überall blikken ließ, wenn er sich gegen die übrigen Geistlichen, sowol der hohen als presbyterianischen Kirche, hielt, die grosse Vollkommenheit, die sich Wesley beilegt, und der Hochmuth, welchen die Leute blikken lassen, die, als Ungelehrte, ihren Unsinn von der Kanzel herunter deklamiren, ist um so viel unerträglicher, ie weniger ihre Erziehung und ihr Umgang mit gesitteteren Leuten sie gegen die Art des Hochmuths in Sicherheit sezt, den man Bauernstolz zu nennen pflegt. Von ihrer ausserordentlichen Gabe, die sie besizzen, den Leuten das Geld abzulokken, könten wir viele Beispiele anführen, aber Whitefield allein, der so gut gelebt als ein Bischof, der so viele kostbare Gebäude auf geführet, und noch überdem eine ansehnliche Verlassenschaft hinterlassen, kann Beispiels genug davon seyn. Wir wolten es ihm vergeben, daß er sich die Früchte seines Apostelamts, wie er sich aus zu drükken pflegte, recht wohl habe schmekken lassen, allein es wäre zu wünschen, daß er die,

so

seine methodistische Lebensart fort (*). Wie er 21 Jahr alt war, ersuchte man ihn, in den geistlichen Stand zu treten. D. Benson, damahliger Bischof von Glocester,

so seine treue Mitarbeiter waren, und die er gebrauchte, um seine Stelle so oft zu vertreten, Leute die ihren ordentlichen Beruf und Profession hatten liegen lassen, und ihm nachgefolget waren, nicht hätte beinahe Hungers sterben lassen. Verständige Leser werden sich hieraus schon einen ausführlichen Charakter unsers Whitefields und der Methodisten bilden können; sie werden sehen, wie freundschaftlich Alberti von ihnen geurtheilet, und wie vortheilhaft er sie geschildert.

(*) Er sagt uns selbst, daß einige junge Leute eine Art von Gesellschaft gebildet, um Gott mit vorzüglichem Eifer zu dienen, und Whitefield nennt dis die ersten Früchte seiner Arbeit. Einige Tage in der Woche hindurch erklärete er armen Leuten die heilige Schrift, und es verging kein Tag, daß er nicht ins öffentliche Gefängniß gegangen wäre, um mit den Gefangenen darin zu lesen und zu beten. Er macht uns selbst diese Beschreibung von seinen Bemühungen, und Weßley wiederhohlet sie in seiner Leichenrede. (S. 5.)

ließ ihn zu sich kommen, und sagte, daß er sich zwar vorgesezt, keinen unter 23 Jahr zu ordiniren, allein, daß er bey ihm eine Ausnahme machen, und ihn ordiniren wolte, wenn er es verlangen würde. Whitefield ließ sich also 1736, am Sonntage Trinitatis, zum Diakonus der englischen Kirche, ordiniren (*). Am darauf folgen-

den

(*) Wir müssen hier unsere deutsche Leser an zweierley erinnern. Erstlich, daß hier die Geistlichen ordiniret werden, ehe sie irgend eine Pfarre oder Besoldung haben, und daß niemand, der nicht vom Bischofe ordiniret ist, in einer bischöflichen Kirche predigen darf. Hernach, daß es in der hohen englischen Kirche dreierley Ordinationen gibt. Die erste ist zum Diakon, da einer, wenn er 23 Jahr alt, und auf Universitäten gewesen, das Recht zu predigen, zu taufen, und den Kelch beim heiligen Abendmahl aus zu theilen, durch die Ordination erhalten kann. Die andere ist zum Priester, die dritte zum Bischof. Man sehe Moreri Dict. T. VI. Art. Ordination dans l'eglise Epiſcopale en Angleterre, oder des Benthems englischen K. und S. Staat. S. 362. f.

den Sonntage predigte er zum ersten mahl vor einer sehr grossen Versamlung, in der Kirche, darin er war getauft worden. Bald darauf ging er nach Oxford zurük, nahm den Gradum Baccalaurei an, und sezte seine ehemahligen Besuche, bey Kranken und Gefangenen, fort. Ein Freund in London, der ein geistliches Amt bekleidete, bat ihn, er mögte, während einer Reise, sein Amt verwalten. Er kam also nach London, predigte und las die öffentlichen Gebete, in den gewöhnlichen Betstunden, in der Kirche im Tower, und hin und wieder an andern Orten in London. Wie sein Freund wieder zurük gekommen, ging er nach Oxford zurük, und gleich darauf nach Dummer in Hampshire, um daselbst auf einige Zeit das Predigtamt zu verwalten. Er hatte zweimahl des Tages Betstunden in der Kirche, katechisirte die Kinder, und beschäftigte sich mit Hausbesuchen. Er theilte den Tag in drey Theile, acht Stunden sezte er aus zum Schlaf und zum Essen, acht Stunden zum Studiren (wer es glauben

will), und acht Stunden zum Gebet, Katechisiren und erbaulichen Besuchen. — Indessen nahm seine Begierde, nach Amerika zu gehen, immer mehr zu. Im Jahr 1737 beschloß er, sie zu befriedigen. Er brachte seine Sachen in Ordnung, und ging hinunter nach Glouceſter, um von seinen Freunden und Anverwandten Abschied zu nehmen. Auf dieser Reise hatte sein Amt, als Botschafter Christi, ungemein grossen Segen. Er predigte zu Glouceſter, Stonehouse, Bath und Bristol, zu ganz ausserordentlich grossen Versamlungen. Die Kirchen, die gemeiniglich leer und kalt zu seyn pflegten, waren so vollgestopft und unerträglich heiß, daß man es kaum aushalten konte. Der Eindruk, welchen seine Predigten machten, war ganz ungemein (*).

Der

(*) Wir müssen dis nicht dem Verdienste oder dem Werthe der Predigten Whitefields zu schreiben. Jedermann weiß, daß manchmahl die schlechtesten Predigten, wenn sie gut gehalten werden, einen ganz unglaublichen Beifall

Der General Ogelthorpe, mit dem er nach Amerika gehen wolte, hielt ihn ei-

 nige

Beifall erhalten. Wir kennen die elendesten Prediger, die kaum fähig sind einen gesunden Gedanken zusammen zu stümpern, und die gleichwol mit ausserordentlichem Zulauf beehret werden. Ja was noch mehr ist, diese Prediger sind oftmahls von einer Seite bekant, die ganz und gar nicht rühmlich ist: allein sie haben einen äusserlichen Anstand, der in die Augen fält, eine angenehme Ausrede, oder es sind andere Ursachen vorhanden, warum man ihnen zuläuft. Wir müssen es den verständigen und zur Beurtheilung fähigen Christen überlassen, ob solche Prediger, oder ihre Zuhörer, es mit Wahrheit rühmen können, daß der Geist Gottes besonders durch solche Predigten wirke, die aus lauter übel zusammen gesezten, und zum Theil ungegründeten Gedanken, aus leeren Ausrufungen und albernen Histörchen, aus Tautologien und unbedeutenden klingenden Worten, ohne Vernunft und Ordnung, zusammen geraft sind. Uns dünkt, es würde sehr ungereimt seyn, sie mit dem Namen geistreicher Reden zu belegen, und wir wolten den Predigten so wenig,

nige Monate in London auf, und er hatte, während dieser Zeit, ausserordentlichen Fort-

als dem Prediger, den Ruhm beylegen, daß sie Werkzeuge des Geistes Gottes wären, aus Furcht, wir mögten dadurch die Religion selbst lächerlich machen. Auf unsern Whitefield passet sich dieser Gedanke sehr wohl, und es ist der Mühe werth zu untersuchen, woher dieser so gerühmte Eindruck seiner Predigten entstand. Erstlich hatte Whitefield eine Stimme, die vieles rührende und bewegliche an sich hatte. Wir haben ihn selbst manchmahl gehört, daß er wirklich gerührt und wehmüthig zu seyn schien, zu einer Zeit, da er mit seinem schielenden Auge über die Thränen lachte, die er aus den Augen seiner einfältigen Zuhörer erpreßte. Hernach war seine Bewegung auf der Kanzel ausserordentlich heftig und lebhaft. Dis, so wie die Veränderung der Stimme, war den meisten Engländern etwas ungewohntes und neues, da sie zur Monotonie und zum Stillstehen ihrer Prediger, die sich auf der Kanzel kaum rühren, wenn sie die Predigt herlesen, so sehr gewohnt sind. Ferner höreten sie von den meisten bischöflichen geistlichen Rednerstühlen

Fortgang im Predigen. Er war auch unermüdet in seiner Arbeit. Zu Zeiten predigte

len nichts, als trokkene Vertheidigungen der Glaubenslehren, und eben so trokkene Vorträge über die Sittenlehre. War es also Wunder, wenn ein iunger feuriger, und mit guten Naturgaben versehener Geistlicher aufstand, und durch lebhafte Schilderungen der Laster, die er von sich selbst, als dem Originale, zeichnen konte, durch heftige Ausrufungen und Ankündigungen der göttlichen Gerichte, und durch die Schrekken des Gesezzes, die er zu verbreiten suchte, sich einen grossen Anhang und ein zahlreiches Auditorium verschafte? Vielen Leuten fehlet es, sowol an den Gaben, als auch an der Unverschämtheit, die Whitefield besaß. Seine Reden sind nichts weniger, als zusammenhängend, seine Predigten zeigen den Redner so wenig, als den Dogmatiker, Sittenlehrer, oder Philosophen. Ohne Ordnung, ohne Ausarbeitung, ohne vorher zu denken, redete er, was ihm in den Mund kam. Er hatte eine Menge von kleinen Histörchen und Einfällen, womit er seine Zuhörer, die mehrentheils geringe und unwissende Leute waren, unterhielt. Wuß-

te

digte er vier mahl des Sonntags, zu den allergrößten Versamlungen. Am 28sten December

te er keine wahre Geschichte, so erdichtete er selbst welche, und ie mehr sie ins Wunderbare und Unglaubliche fielen, ie mehr erhielten sie bey dem gemeinen Haufen Beifall. Ueberdem hatte er die Gabe, mit einer ausserordentlichen Freimüthigkeit, die beinahe mit der Unverschämtheit grenzte, Anreden, Ausrufungen, Redensarten aus dem allergemeinesten Leben, pöbelhafte Ausdrükke, niedrige Gleichnisse und auffallende Gedanken (striking thoughts) so anzubringen, daß ein verständiger Zuhörer manchmahl in Verlegenheit war, zu entscheiden, ob er sich mehr über die Bekantschaft des Predigers mit dem niedrigsten Pöbel, oder über die Dreistigkeit, mit welcher er alles dis auf der Kanzel vorbrachte, wundern solte. Whitefield hielt auch eine Anzahl Weiber, die wöchentlich dafür bezahlet wurden, daß sie in seinen und seiner Anhänger und Gehülfen ihren Predigten gegenwärtig seyn, und bey herzbrechenden Stoßseufzern und Ausrufungen, mit heulender Stimme, laute Amen dazu sagen mußten, wodurch denn andere bewogen wurden, eben desgleichen

December verließ er London, und am 29sten predigte er zum ersten mahl, ohne ein Concept vor sich zu haben (*). Am 30sten ging

desgleichen zu thun, wenn iene erst den Ton angaben. Alberti (S. 202.) erwehnet dieses häufigen Amens in den Versamlungen der Methodisten, allein durch wen es gemeiniglich zuerst angestimmet wurde, hat er nicht gewußt, oder nicht erwehnen wollen. Wolte er Geld von seiner Versammlung haben, so war sein Kunstgrif, nicht sowol seine Zuhörer zum Mitleid zu bewegen, sondern er suchte sie durch Vorwürfe, die er ihnen machte, zu beschämen, daß sie weggehen wolten, ohne etwas zu geben. Wir haben ihn wol eher auf der Kanzel sich selbst des lieben Gottes seinen Spizbuben oder Beutelschneider (our Lord's Pickpocket) nennen hören. Er stellte sich auch zu Zeiten mit dem Bekken an die Kirchthür, und rief vorher von der Kanzel aus, daß die, so nichts geben wolten, geschwinde weggehen mögten, ehe er hinunter käme, weil sie sich sonst schämen müßten, vorbey zu gehen, ohne etwas einzulegen. Dis sind so einige Züge aus dem Bilde dieses rührenden und grossen Redners!

(*) In England, wo, wenigstens vor Whitefields

ging er an Bord eines Schiffes, welches nach Amerika bestimmt war. Unterwegens waren

fields Zeiten, es nicht sehr gewöhnlich war, eine Predigt anders, als durch Herlesen, zu halten, war dis etwas besonders. Whitefield, der nun von den Fesseln der Ausarbeitung frei war, und sich nicht an ein geschriebenes Concept halten durfte, ließ seinem Feuer und seiner Einbildungskraft freien Lauf, und wir glauben, daß er, von dieser Zeit an, da er zum ersten mahle ohne Concept predigte, niemahls eine Predigt ausgearbeitet. Diejenigen Predigten, die von ihm im Druck heraus seyn mögten, oder noch ans Licht treten sollen, sind von einigen, in abgekürzter Schreibart (short hand), in der Kirche nachgeschrieben, von ihm, oder einigen seiner Freunde, übersehen, und so zum Druck befördert worden. Weil er beständig unstät und flüchtig war, so kam ihm dis sehr zu statten, denn er konte immer dasselbe wieder predigen, weil er mehrentheils von einem Ort zum andern reisete, und gegen die Zeit, daß er wieder an denselbigen Ort kam, seine ehemahligen Vorträge schon vergessen waren, und die aufgewärmten, mit einiger Veränderung, leicht für neu gehalten wurden.

waren sie genöthigt in Gibraltar ein zu kehren, wo er Gelegenheit hatte, unter dasiger englischen Besazzung vieles Gute zu stiften (*). Endlich langte er in Georgien, in Amerika, an, und fing am 7ten May 1738 sein Predigen in Savannnah an. Er las die Gebete, legte täglich zwey mahl die Schrift aus, und besuchte die Kranken. Den Sonntag brachte er auf folgende Weise zu: Um 5 Uhr, des Morgens, erklärte er die Schrift, um 10 Uhr las er die Gebete und hielt eine Predigt: eben dergleichen that er des Nachmittgs um 3 Uhr, und um 7 Uhr erklärte er den Katechismus der englischen Kirche (**). Der beklagenswürdige

Zustand,

(*) Er rechnet dis unter die glüklichen Zufälle seines Lebens, und meldet in seinem Tagebuche, daß hohe und niedrige, junge und alte, Bürger und Soldaten die Zeit ihrer Heimsuchung erkannt hätten. Zu den Bekehrten, die er machte, gehörte auch der damahlige höchste Befehlshaber der Festung.

(**) Der unermüdete Fleiß, den Whitefield

anwandte,

Zustand, darin sich die Kinder in diesen Gegenden befanden, dauerte ihn sehr, und er kam auf die Gedanken, mit göttlicher Hülfe ein Waisenhaus aufzurichten. Die Kosten dazu wolte er in England aufbringen, wenn ihm der Herr gesund wieder dahin zurük bringen würde. Im Anfange des Decembers ging er wirklich wieder nach England zurük, und wurde des Sonntags, am

14ten

anwandte, um junge und alte zu unterrichten, verdient nicht allein billige Lobsprüche, sondern es ist auch eines von den vornehmsten Mitteln, wodurch er sich eine so allgemeine Hochachtung unter seinen Anhängern erworben. Die Geistlichen von der englischen Kirche sind gar nicht gewohnt sich Mühe von dieser Art zu geben, und ie beschämender der Fleiß Whitefields für sie war, um so viel mehr waren sie unbilliger Weise mit seinen unermüdeten Bemühungen unzufrieden. Allein Weßley, in der Leichenpredigt auf Whitefield, hat Recht, wenn er S. 9. sagt: Wie viel leichter ist es für unsre Amtsbrüder in England, Schottland und Irland, diesen Arbeiter im Weinberge des Herrn zu tadeln, als in seine Fußstapfen zu treten?

14ten Jenner, zum Priester in der Christ-kirche zu Oxford ordiniret (*). Gleich des folgenden Tages ging er nach London ab, und predigte zwey mahl des nächsten Sonntags. Die Kirchen waren zwar groß, allein sie waren viel zu klein für Whitefields Versamlungen. Dis brachte ihn auf den Gedanken, unter freiem Himmel zu predigen. Wie er aber seinen Freunden davon sagte, so erklärten sie es für unsinnig, und er unterließ es daher bis zu seiner Abreise von London. Er kam am 21sten Februars, des Mittwochs, nach Bristol, und wie er alle Kirchen zugeschlossen fand, so ging er des Nachmittags um 3 Uhr nach Kingswood, und predigte unter freiem Himmel, zu zwey tausend Zuhörern, des folgenden Freitags zu fünf tausend, und am nächsten Sonntage zu zehn tausend. Je länger er in Bristol blieb, ie grösser wurde die Anzahl der Zuhörer, und sein Name fing an in Wales, in Glocestershire, und in

(*) Man sehe die Anmerkung Seite 166, dieses Stüks.

Worcestershire, bekant zu werden. Am 29sten April predigte er zu London unter freiem Himmel, in Moorfields und auf Kennington common. Die Tausende von Zuhörern waren so stille, als ob sie sich in der Kirche befunden hätten (*). Nunmehr

(*) Dis war nicht immer der Fall. Es war öfters ein solcher Lärm und Tumult, wenn Whitefield und Weßley predigten, daß sie genöthigt waren still zu schweigen, man warf sie mit Koth und Steinen. S. Alberti Briefe, S. 145. 146. Whitefield hatte indessen die besondere Gabe, die Unruhigen zur Ruhe zu bringen. Wir wollen ein Beispiel davon anführen. Er predigte unter freiem Himmel irgendwo in London, und ein Trommelschläger fing während der Predigt unter der Versammlung an zu trommeln. Whitefield wandte sich zu ihm, und redete ihn so an: Mein Freund, ihr seid unsers grossen Königs Georgs Trommelschläger, und ich bin eines noch grössern Königs, ich bin unsers lieben Herrn Gottes Trommelschläger: laßt uns einander nicht zuwider seyn. — Dieser herrliche Wiz stellte sogleich die Ruhe wieder her, und die beiden Trommelschläger machten Friede.

mehr hatte sich Whitefield vorgenommen, wieder nach Amerika zu gehen, um sein Waisenhaus zu errichten. Er reisete in verschiedenen Gegenden von England, um freiwillige Gaben zu diesem Zwekke zu samlen. Wie er etwa 1000 Pfund Sterling zusammen gebracht, machte er sich am 14ten August auf die Reise. Er trat nicht eher, als am 14ten October, in Pensilvanien, an land. Hernach ging er durch Pensilvanien, Jersey, New York, Maryland, Virginia, North- und South-Carolina, und kam den 10ten Jenner 1740 in Savannah an. Ueberall, wo er durch ging, predigte er zu sehr grossen Versamlungen, mit vielem Segen. Am 25sten März legte er den ersten Stein zum Waisenhause (*), etwa 10 englische Meilen von

(*) Wir haben eine Nachricht von diesem Waisenhause, die Whitefield selbst ehemahls, als einen Anhang zu seinem Tagebuche, hat drukken lassen. Es ist seitdem noch mehr und mehr in Aufnahme gekommen, und bleibt ohne

Zweifel

Savannah, und gab ihm den Namen
Bethesda. Er hatte anfänglich gleich

40

Zweifel eine der besten Unternehmungen in dem Leben Whitefields. Der ungewöhnliche Fortgang, den ehemahls die Errichtung des Hallischen Waisenhauses gehabt, ist wol eine der ersten Gelegenheiten mit gewesen, wodurch er bewogen worden etwas Aehnliches in Amerika zu unternehmen. Er selbst schrieb, daß ihm das Exempel des D. Franke oft gestärket und aufgemuntert habe. Indessen erzählt man uns in dem Annual Register or a view of the History politics and litterature for the Year 1770, Seite 63, daß die Versorgung eines unehlichen Kindes, mit der in einer der folgenden Anmerkung gemeldeten Indianerin, die Veranlassung zu diesem Waisenhause gewesen. Und man sagt, daß verschiedene von Whitefields natürlichen Kindern in diesem Waisenhause aniezo wirklich erzogen werden. Wer etwas Umständliches von diesem Waisenhause wissen will, den verweisen wir auf die angeführte Nachricht Whitefields, oder auf einen Auszug daraus, beim Alberti in seinen Briefen, Br. 17, S. 214. f. In seinem Testamente hat Whitefield dieses

Waisen-

40 Waisen, und mußte alle Tage überhaupt 100 Personen speisen. Er predigte in verschiedenen benachbarten Provinzen, mit unglaublichem Beifall und Erfolg (*). Wie er die Sachen seines Waisenhauses in Ordnung gebracht, verschiedentlich gepredigt und herum gereiset war, so verließ er Amerika wiederum, und kam im Merz 1741 nach England zurük. Durch das, was man von seinen Verrichtungen in Amerika gehöret,

Waisenhaus, zum allgemeinen Besten, an gewisse Aufseher vermacht, aus deren Händen es in die Hände anderer Aufseher gehet.

(*) Wesley erzählet uns in der Leichenpredigt, S. 11. 12. daß, wie er im Junio einstens des Abends in Savannah gepredigt, die ungemein grosse Versamlung mitten unter der Predigt in Thränen und lautes Weinen ausgebrochen; daß Alte und Junge weinend, heulend und betend nach Hause gegangen, und sich in diesem Zustande einen grossen Theil des folgenden Tages befunde. Man muß doch wol zugeben, daß etwas an dieser Geschichte gewesen, wenn es gleich so erschreklich nicht war, als es gemacht wird.

war sein Name in England noch weit berühmter geworden. Er samlete viel Geld, zur Unterstüzzung seiner weit aussehenden Absichten, und die Armen waren die, von denen er ohne Zweifel am meisten erhielt. Der Zulauf, wenn er predigte, wurde immer grösser. Es ging ihm, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, daß, wenn einer erst einmahl das Privilegium eines grossen und berühmten Namens von dem grossen Haufen erhalten hat, so ist und bleibt er der grosse Mann, er mag auch in den Augen der Verständigern so elend und unbedeutend erscheinen, als er immer will. Er samlete Geld genug, um mehrere weitläuftige Kirchen, die er Tabernacle zu nennen pflegte, in London, und an verschiedenen andern Orten Englands, aufzuführen. Er selbst lebte sehr wohl, hatte hin und wieder seine Wohnhäuser, und konte ohne Sorgen, mit leichter Mühe, sich Kutsche und Pferde halten. In den leztern 30 Jahren seines Lebens ist er verschiedentlich in England und Schottland, um zu predigen, umher gereiset

gereiſet. Er vergaß auch nicht, zu Zeiten nach Amerika überzugehen. Wohin er kam, wurde er mit grösserer Achtung auf genommen, als irgend einem der Grossen im Königreiche wiederfähret. Es kann auch nicht geleugnet werden, daß dis ſeinem zu Stolz und Selbſtliebe ſehr geneigten Herzen ungemein geſchmeichelt, und daß er ſich ſehr wohl in dieſem Anſehen zu erhalten wußte, um Vortheile für ſeine Bedürfniſſe daraus zu ziehen. Die Gräfin von Huntington war ſeine größte Gönnerin (*). Sie baue-

(*) Der Unterſtüzzung dieſer Dame hat Whitefield vieles zu danken. Ihre Hochachtung für ihn war ganz auſſerordentlich, und machte ſie öfters bey ihres gleichen lächerlich. Ihr Sohn, der Graf Huntington, war mit dieſer Achtung ſchlecht zufrieden. Whitefield wußte indeſſen ſehr wohl, wie er ſich dieſer Gunſt und den heiligen Enthuſiasmus dieſer Dame zu Nuzze machen ſolte. Er überredete ſie von der Nothwendigkeit, den Bedürfniſſen der Armen zu Hülfe zu kommen, ſo vollkommen, daß ſie ihre Kutſche und Pferde abſchafte,

te ihm zwo Kirchen (religious meetings), eine zu Bath, die andere zu Tunbridge. Er hat sich oft gewünschet, eines schnellen Todes zu sterben, und, wenn es seyn könte, in Amerika. Beider seiner Wünsche ist er theilhaftig geworden, denn er starb unvermuthet, am 30sten September 1770, nicht weit von Boston, in Amerika. Wir wollen die Umstände seines Todes unten in einer

Anmerkung

abschafte, und zu Fusse ging. Um den Bedürfnissen ihres lieben Whitefields zu Hülfe zu kommen, ging sie nicht selten in die Assembleen der Grossen, wo ihr hoher Rang ihr Zutritt verschafte, und samlete Geld für die Armen und ihren Whitefield. — Dis ist ein neuer Beweis, daß Vorurtheile des Standes, der Pracht und der Erziehung, die sonst beim Frauenzimmer besonders stark zu seyn pflegen, der Macht des Enthusiasmus in der Religion (wir nehmen das Wort Enthusiasmus im guten Verstande) weichen müssen. Das einzige, was man einwenden möchte, ist dis: daß die Dame nicht mehr jung ist.

Anmerkung anführen (*). Weßley hat ihm, verabredeter massen, die Lei-

chen-

(*) Hier ist die Nachricht, so wie sie in der von Weßley gehaltenen Leichenpredigt steht. Whitefield war im vorigen Jahre (1770) wieder nach Amerika übergegangen. Man nahm ihn daselbst mit ausserordentlichen Merkmahlen der Achtung auf. Etwa einen Monat lang verweilte er sich in Boston, und predigte sehr oft. Er ging von da nach York, und ferner nach Portsmouth, wo er am 28sten September predigte. Am Sonnabend, oder am 29sten, wolte er wieder nach Boston zurük kehren; aber ehe er nach Newbury kam, wo er des nächsten Tages zu predigen gedachte, wurde er unterweges sehr inständig gebeten, daß er predigen mögte. Der Ort, wo er predigen solte, konte die Zuhörer nicht alle fassen, daher entschloß er sich, unter freiem Himmel zu predigen. Weil er aber schon seit einigen Wochen nicht wohl gewesen war, so erschöpfte dis seine Kräfte so sehr, daß, wie er nach Newbury kam, er nicht alleine gehen konte, sondern durch Hülfe zweyer Männer aus dem Fährbote mußte gebracht werden. Gegen Abend erhohlten sich

seine

chenpredigt gehalten (*). Er wird von einigen sehr herunter gesezt, und von seinen

seine Lebensgeister so weit wieder, daß er äusserlich ganz munter zu seyn schien. Um 9 Uhr, welches seine gewöhnliche Zeit war, sich in die Stille und zur Ruhe zu begeben, ging er in sein Schlafzimmer. Sein Schlaf war ruhiger und besser, als er seit einigen Wochen gewesen war. Um 4 Uhr, des Morgens, am 30sten September, mußte er, gewisser Ursachen wegen, aufstehen. Der, der mit ihm in demselbigen Zimmer schlief, bemerkte, daß er länger, als gewöhnlich, verweilte. Endlich kam er zurük, warf sich aufs Bette nieder, und lag etwa 10 Minuten. Darauf fiel er auf seine Knie, und bat Gott, daß, wenn es sein heiliger Wille wäre, er an dem angebrochenen Tage das Werk seines Herrn vollenden mögte. Er verlangte darauf, daß Herr Parson, der Prediger, in dessen Hause er sich befand, mögte herbey gerufen werden. Allein eine Minute zuvor, ehe derselbe herauf kam, starb er, ohne einigen Seufzer und ohne das geringste Geräusch.

(*) Weßley und Whitefield sind ohne Zweifel die Väter der Methodisten. Sie waren

nen Freunden hingegen, bis zum Himmel, erhoben. Beide, besonders die leztern, gehen

ren zusammen auf der Universität, sie lebten mit einander in der innigsten Vertraulichkeit, so lange ihr gemeinschaftliches Interesse, und die Eifersucht in der Eriagung der Ehre, es erlaubten. Allein, wie Weßley anfing sich hervor zu thun, so wurde Whitefield eifersüchtig. Beide sahen die Aufnahme des Methodismus nicht mehr als ihre gemeinschaftliche Sache an, sondern ein ieder suchte seine eignen Anhänger zu haben. Diese gaben sich auch Namen von ihren Häuptern, und hiessen sich entweder Whitefiliten oder Weßleyaner. Der erstern mögten bey Whitefields Tode etwa 15 bis 16000 seyn, und der andern etwa 25000. Whitefield war im Artikel von der Gnadenwahl so strenge, als Calvin nur immer hat seyn können, und Weßley war völlig für die allgemeine Gnade. Dieser leztere ließ eine Predigt drukken, darin er die allgemeine Gnade vertheidigte, worauf Whitefield sogleich mit einer hizzigen Beurtheilung dieser Predigt heraus fuhr. Seit dieser Zeit sind diese beiden Herren niemahls aufrichtig gute Freunde gewesen.

gehen viel zu weit. Wir wollen suchen, in

gewesen. Gleichwol haben sie mit einander verabredet, daß, welcher von beiden den andern überleben würde, der solte die Leichenpredigt dem zuerst verstorbenen halten. Weßley, der älter war als Whitefield, hat das Glük gehabt zu überleben. Er hat also, seinem Versprechen zufolge, die Leichenpredigt gehalten, und zwar mit derjenigen Mässigung, die ihm besonders eigen ist. Nicht ein Wort von den Streitigkeiten, sondern alles rühmliche für Whitefield. Die Leichenpredigt wurde vom Weßley, unter dem grösten Zulaufe des Volks, gehalten, und ist hernach unter folgendem Titel gedrukt worden: A sermon on the death of the Rev. Mr. George Whitefield. Preached at the Chapel in Tottenham - court - road and at the tabernacle near Moorfields on Sunday, Nov. 18, 1770. By John Wesley M. A. late Fellow of Lincoln - college, Oxon. and chaplain to the right honourable the countess dowager of Buchan. London, 1770. — Whitefield hat in seinem Testamente, welches nach seinem Tode eröfnet ist, mit wenigen Worten des Mißverständnisses zwischen ihm und Weßley erwehnet, allein zum Zeugniß seiner Achtung

in der Anmerkung (*), den Charakter dieses Mannes kurz und unparteiisch zu entwerfen.

tung für ihn, hat er ihm einen Trauerring, nach englischer Gewohnheit, zum Andenken unter der übrigen Zahl seiner Freunde, vermacht.

(*) Seine Freunde und Verehrer machen ihn zum Heiligen, welches er doch gewiß nicht ist, auch wol in seinem Leben nie im Ernst verlangt hat, dafür gehalten zu werden. Seine Feinde und Verächter legen ihm auf der andern Seite viel zu viel zur Last; sie halten ihn für einen Ausbund vom Heuchler, einen eigennüzzigen, ehrgeizigen und zänkischen Mann. Es mag nun auch wol von allem diesen etwas wahr seyn, aber es ist doch gewiß nicht so schlim, als seine Widersacher es machen wollen. Zu diesen Widersachern mögten wir beinahe die ganze hohe Kirche rechnen, einen Romaine, einen Madan, und einige wenige andere ausgenommen. Die gegen ihn zum Theil von den angesehensten und in hohen Würden stehenden Geistlichen bekant gemachten Schriften, nebst der Verabredung, keinen methodistischen Prediger in einer bischöflichen Kirche, wenns verhütet werden kann, predi-

gen

werfen. Seine Schriften sind von keinem grossen Werthe, obgleich seine blinden

gen zu lassen, mögen Beweise davon abgeben. — Wir wollen doch erst den Charakter, den man von diesem Manne von Seiten seiner Freunde entworfen, hieher sezzen, und hernachmahls unsre Meinung von ihm sagen. In der vorhin angeführten Leichenpredigt Weßleys, S. 15. 16. 17. finden wir zwo Abschilderungen von ihm, die der Leichenredner aus einer amerikanischen und aus einer englischen Zeitung abgeschrieben hat. Wir wollen sie beiderseits, so übertrieben sie auch seyn mögen, in einer Uebersezzung hieher sezzen. In der Zeitung von Boston, in Amerika, heißt es: Man kann wenig von ihm sagen, welches nicht ieder Freund des wahren Christenthums, der unter seinem Lehramte mit begriffen war, bezeugen konte. In seinen öffentlichen Arbeiten hat er, seit vielen Jahren her, die Welt mit seiner Beredsamkeit und mit seiner Andacht in Erstaunen gesezt. Mit was für einem göttlichen Pathos überredete er den unbußfertigen Sünder, sich der Gottseligkeit und der Tugend zu ergeben. Mit dem Geiste der Gnade erfüllet, sprach er

vom

den Anhänger dieselben der Bibel beinahe gleich zu schäzzen scheinen. Er war ver-

heiratet,

vom Grunde seines Herzens, und mit einem so feurigen Eifer, daß man dergleichen vielleicht, seit den Tagen der Apostel, nicht auf zu weisen hat. „Er schmükte die Wahrheiten, „die er vor zu tragen hatte, mit den ange„nehmsten Reizen der Beredsamkeit und der „Redekunst. Wenn er in der Kanzel stand „so hatte er allemahl eine gedrängte Versam„lung vor sich, darin es ihm niemand zuvor „that. Er war nicht weniger angenehm und „lehrreich in seinem Privatumgange. Er be„saß eine glükliche Leichtigkeit iemand anzure„den, er war bereit andere mit seinen Gaben „zu dienen, und befliß sich allemahl der Erbau„ung. Mögte doch auf die Nachwelt ein Funke „von dieser Flamme fallen, die so herrlich her„vor schien in dem Geiste und in dem Leben die„ses treuen Knechtes des allerhöchsten Gottes.„ In einer englischen Zeitung werden ihm die folgenden Lobsprüche mitgetheilet: „Der „Charakter dieses wirklich frommen Mannes „solte tief ins Herz eines ieden Freundes einer „lebendigen Religion eingedrukt seyn. Troz „einer zärtlichen und empfindlichen Leibesbe-

„schaffenheit,

heiratet, aber seine Frau ist vor ihm in die Ewigkeit eingegangen. Der Aristophanes,

„schaffenheit, sezte er, bis auf den lezten Tag „seines Lebens, sein Predigtamt so fleissig „und eifrig fort, daß man hätte glauben sol„len, dis ginge über die Kräfte des allerstärk„sten. Er wurde ins Predigtamt in einem „Alter gerufen, wo andere iunge Leute gemei„niglich erst anfangen sich auf dasselbe zuzube„reiten, und er hatte keine Zeit, in gelehrten „Sprachen etwas zu thun. Allein ein lebhaf„tes und fruchtbares Genie, ein brennender „Eifer, und ein mächtiger und überredender „Vortrag, ersezten diese Mängel hinlänglich. „Und wenn er es gleich nothwendig fand, „durch die Schrekken des göttlichen Gesezzes „die Sünder vom Predigtstuhl zu ihrer Pflicht „zurük zu rufen, so hatte er doch nichts Mür„risches in seinen Wesen. Er war besonders „aufgeräumt, liebreich, und hatte ein zärtli„ches Herz. Er war bereit, den irrdischen „und geistlichen Bedürfnissen derer abzuhelfen, „die sich an ihn wandten. Man muß beson„ders von ihm sagen, daß er die Pflichten der „Sittenlehre seinen Zuhörern vorzüglich ein „schärfte, besonders in ihrem Berufe fleissig,

„und

phanes, der Engländer, Foote, hat ihm auf der Schaubühne, unter dem Namen,

„und der Obrigkeit unterthan zu seyn. Er „bemühete sich auf eine ganz ausserordentliche „Weise, an unterschiedenen Orten zu predigen, „ia selbst auf den Feldern unter freiem Him„mel, damit er die niedrigere Classe des Volks, „aus ihrer äussersten Unaufmerksamkeit und „Unwissenheit, zu einem Gefühle der Religion „erwekken mögte. Wegen dieser und vieler „andern Arbeiten, wird der Name Georg „Whitefields lange mit Achtung und Ehr„furcht im Andenken bleiben.„ So siehet er in den Augen seiner Freunde aus, und wir wollen nur noch etwas weniges von unsern eignen Gedanken mittheilen. Wir leugnen es gar nicht, daß Whitefield vorzügliche natürliche Gaben besaß, allein es fehlte ihm unstreitig an der gehörigen Bearbeitung und Richtung derselben. Zum Redner schien er gewisser massen geboren zu seyn, und die Neigung zur Schaubühne, die er frühzeitig äusserte, verrieth, daß er den äusserlichen Anstand bey der Rede, und das Natürliche im Vortrage, nicht allein bewunderte, sondern auch selbst eine natürliche Anlage dazu hätte:

Doktor Squimtum, oder der schielende Doktor, (weil Whitefield mit einem Au-

ge

allein es blieb alles wild und unbearbeitet. Wir geben es auch gerne zu, daß wir manchmahl, wenn wir ihn haben reden hören, nicht selten etwas Vorzügliches in dem Anstande und in der Feierlichkeit, mit welcher er redete, bemerket haben: allein dis dauerte nur so lange, als er seiner selbst mächtig war. Wurde er warm, und erhielt seine Einbildungskraft die Oberhand, so war er ganz ausser sich, seine Geberden, seine Arme, die Bewegung seines ganzen Leibes war ausgelassen, oft unanständig, und kam nicht selten dem Unsinn nahe. Seine Stimme war angenehm, allein wenn der heulende Ton durch die ganze Predigt ging, so ward er unerträglich. Seine äusserliche Leibesgestalt war keine von den einnehmendsten, besonders wegen seines häßlichen Schielens. Anfänglich war er mager und dünn, predigte auch ofters gegen Leute von fetter Leibesconstitution, als solche, welchen der Bauch ihr Gott ist. Bey mehrern Jahren aber legte er sich selbst einen ungemein dikken Bauch zu, und seit der Zeit hat man ihn gegen einen fetten Wanst nicht mehr ei-

fern

ge entsezlich schielte), höchst lächerlich ge-
macht, und ihn so vollkommen nachgeäf-

fern hören. So strenge seine Lebensart mit den ersten Methodisten zu Oxford war, so sehr überließ er sich hernach einer guten Pflege. Wir wollen ihn darum keines weges tadeln, daß er sich, bey seiner übertriebenen Anstrengung und Erschöpfung bey vielen Predigten, auch wieder zu erquikken suchte, allein es zeigt eine gewisse Unbeständigkeit, welche gar merklich in die Augen fält, und die manches in dem übrigen Charakter dieses Mannes erkläret. Wenn wir es auch ferner gleich einräumen, daß seine Absichten, der verfallenden Religion in England aufzuhelfen, im Anfange aufrichtig und redlich mögen gewesen seyn, so wird man es doch nicht leugnen können, daß hernach sich vieles fleischliche mit eingemischt; und da es ihm sowol an einer guten Erziehung, als an der nöthigen Erkentniß, sowol der Lehren, als auch der Einrichtung einer weisen Kirchenverbesserung, fehlte, so gab er bald, wie er Beifall gewann, die Hauptabsicht gegen die eigennüzzige Nebenabsicht auf, eignen Ruhm zu suchen, und, wenns seyn könte, der Stifter einer eignen Sekte zu werden.

fet, daß man im Anstande, in Geberden und in der Rede das Original von der Copie kaum

werden. Die Lobsprüche, die man ihm gab, und die beinahe göttliche Verehrung, die ihm von seinen eifrigen Nachfolgern erwiesen wurde, machten ihn gegen diejenigen um so viel heftiger, die ihm seine Fehler und Unvollkommenheiten vorrükten. Daher schmählete er so oft in seinen Predigten auf die bischöfliche Kirche, und auf die Geistlichen derselben, daß sie ihre eigne Ehre und fette Einkünfte, aber nicht die Ehre Gottes suchten. — Dinge, die nun freilich wol nicht so ganz unwahr sind, die man aber doch mit vielem Grunde dem Ankläger als eigne Flekken zurük geben konte. Ueber seine wenige Gelehrsamkeit, die er besaß, haben wir uns vorhin erkläret, und wenn er es gleich anfangs wol selbst eingestehen mögte, daß er in diesem Stük weit zurük sey, so vergaß er es doch hernach über die grosse Achtung und Lobsprüche, die man ihm ertheilte, und die ihn vielleicht ermunterten so oft auf die Kanzel zu gehen, weil er, so oft als er herunter kam, eine Menge derselben einsamlete. In seinem Umgange war er frei, und oft freier als man von einem Manne

von

kaum unterscheiden mogte. Die vorgebene Liebesgeschichte (*) mit der Paravanka, ist ohne Zweifel eine zur Unzeit erdachte Calumnie (**).

N 3

von so grosser vorgegebener Heiligkeit mögte vermuthet haben. Und wenn man an seine Jugendjahre zurük denkt, so mögte mancher, der zum Argwohn geneigt ist, glauben, als wäre die von ihm so oft gepredigte Verändrung des Herzens bey ihm selbst noch nicht zu der Vollkommenheit gebracht worden, als es wol solte. In seinem Ehestande ist er nicht sehr glüklich gewesen; er hat eine Frau gehabt, die ihm wol nicht stets vergnügte Stunden gemacht. Sie ist vor wenig Jahren gestorben. Ob er Kinder mit ihr gehabt, wissen wir nicht, wenigstens haben keine die Mutter oder ihn überlebt.

(*) Town and Country Magazine, T. I. p. 673. follow.

(**) Es gibt eine Art von Leuten, die so unverständig sind, daß sie sich einbilden, der guten Sache einen Dienst zu thun, wenn sie Leute, die ohnedas bey vielen schon keinen guten Namen haben, nur noch schwärzer dadurch zu machen suchen, daß sie allerley falsche Din-

ge

ge von ihnen erdichten. Bey den Nachkommen, die unparteiische Untersuchungen anstellen wollen, wie weit gewisse längst verstorbene Leute den Tadel verdienen, mit dem man sie in ihrem Zeitalter belegt hat, thut man ihnen eher einen Dienst als Schaden. Sie gerathen auf den gegründeten Verdacht, daß, weil eine handgreifliche Verläumdung in der Geschichte dieses Mannes anzutreffen ist, die aus bösem Herzen erdichtet ist, vielleicht auch alles übrige ungegründeter Weise ihm mögte zur Last gelegt seyn. In Whitefields Leben sind gewiß manche recht sehr schwarze Flekken, allein in dieser Liebesgeschichte mit der Parawanka, ist sehr vieles unwahrscheinliche. Sie soll die Schwester eines wilden indianischen Prinzen gewesen seyn, den Whitefield in Amerika soll bekehret haben. Er hat sich, wie man uns bereden will, in sie verliebt, und mehrere Kinder mit ihr erzeugt. Eben diese Liebe soll die Ursach gewesen seyn, warum er so oft nach Amerika gereiset. Selbst die Schreibart, die man in der Erzählung dieses Liebesromans gebraucht, verräth den müssigen und elenden Schriftsteller.

☆ ☆ ☆

Kurzer

Kurzer Abriß der Lebensgeschichte des kürzlich verstorbenen Herzogs von Newcastle (*).

Thomas Holles Pelham, Herzog von Newcastle, stammte aus einer alten Familie, in der Grafschaft Sussex, her, und machte seinen Namen sehr berühmt, durch die vorzüglichen Titel, die er erhielt, durch die reichen Güter, die er ererbte, durch die grossen Würden und Ehrenstellen, die er im Staat bekleidete, und durch die Achtung und Gunst, die er unter der Regierung dreier auf einander folgenden Könige, aus einem Hause, genoß. Sein Vater wurde zum Peer von Großbritannien, unter der Regierung der Königin Anna, gemacht, und Georg I, wie er zum Thron gelangte, gab ihm die Titel eines Marquis und eines Herzogs, als eine Belohnung für den unermüdeten Eifer, den er, in Befestigung des Hauses Hannover auf dem Thro-

(*) Aus dem Town and country Magazine, for the Year 1769, p. 10. follow.

ne, bewies, und für die grossen Summen, die er verwendet hatte, um sich des Beifalls und des Zurufs des gemeinen Volkes zu versichern, wie der König seinen öffentlichen Einzug in London hielt. Den Ursprung seiner Macht und seiner Hoheit muß man vom Jahr 1715 an rechnen. Seine Jugend, sein Rang und sein Reichthum eröfneten zu dieser Zeit eine bezaubernde Aussicht zu den reizendesten und verlangenswürdigsten Vergnügungen. Die Gunst eines Prinzen, der ein Freund des Wohllebens war, und der ansehnliche Posten eines Lord-Chamberlains, darin er damahls stand, flösete ihm natürlicher Weise einen Geschmak an alle dem ein, was die Sinne einnimmt und bezaubert. Der iunge Herzog war gegen alle Reize und Annehmlichkeiten eines unabhängigen und glüklichen Lebens unempfindlich, er opferte alles der Ehrbegierde auf, einer Leidenschaft, die nie befriediget wird, und die Vorstellung von seiner Macht und seinem Ansehen schien das einzige zu seyn, daran er sich belustigte. Seine vornehmsten Bemühungen gingen dahin

hin, die Stimmen bey den Parlements-wahlen zu erkaufen, und auf diese Weise sich der Mehrheit der Stimmen im Unterhause zu versichern, als das einzige untrügliche Mittel, sich bey Hofe nothwendig und von Wigtigkeit zu machen. Ohne einen grossen und unternehmenden Geist zu besizzen, der fähig gewesen wäre ein mächtiges Reich zu regieren, ohne eine unwiderstehliche Beredsamkeit, wodurch man sonst in einem freien Staate die Meinungen vereinigen, sich unterwerfen, und alle Hinderniſſe aus dem Wege räumen kann, brachte er es, durch seine Beschenkungen, durch seine Gesprächigkeit und durch seine Kunst, den Pöbel zu gewinnen, dahin, daß er allemahl in der Gunst des Volks stand, und es lenken konte, wie er wolte. Ganze Grafschaften unterwarfen sich blindlings seiner angemaßten Gewalt, und wer sich seinen Absichten zu widersezzen unterstand, der wurde verwegener Unternehmungen beschuldigt, als ob er sich der einmahl eingeführten rechtmäſſigen Regierung widersezte. Auf diese Weise bezauberte und

verblendete er die Augen des Volks, und durch die ungeheuren Summen, die er durch seine Kreaturen unter dasselbe austheilen ließ, bekam er den grossen Einfluß über die Nation, den er die ganze Regierung König Georgs des ersten hindurch behauptet hat.

Wie Georg der andere zur Krone kam, so fand der Herzog den neuen König gleichfalls geneigt, die Regierung in seinen Händen zu lassen, und ihn seiner Freundschaft zu würdigen. Walpole, der hernachmahls zum Grafen von Orford gemacht wurde, so allmächtig er auch immer, während seiner Verwaltung der Regierung, seyn mogte, mußte doch allemahl mit dem Herzoge von Newcastle Hand in Hand gehen, um durch seinen Kredit das System der Erkaufung und der Bestechung einzuführen. Den Eifer seiner eignen Kreaturen belohnte er durch Aemter und Pensionen, und den Pöbel gewann er durch seine Freigebigkeit. Auf diese Weise gewann er die Stimmen bey den Parlementswahlen für denienigen Kandidaten,

ten, den er vorschlug, und die Grafschaf-
ten, wo er selbst viel Güter hatte, von denen
viele Familien ihren Unterhalt zogen, waren
ihm ganz und gar ergeben. Sein Haus
stand ohne Unterschied für Leute von allem
Rang und Ständen offen. Der Edelmann,
der Republikaner, der Geistliche und der
Laie konten alle an seiner Tafel speisen, wo
er, ohne Unterschied, iederman mit gleicher
Gastfreiheit begegnete. Bey dergleichen
Versamlungen hatte ieder Gast die Freiheit,
sich, bis zur Trunkenheit, was zu gute zu
thun, wie dis denn gemeiniglich das Gesez
bey der Tafel war. Denn beim Trinken der
Gesundheit des Königs, der königlichen Fa-
milie, und einer grossen Anzahl anderer Ge-
sundheiten, die der Ceremonienmeister aus
brachte, war es wol nicht möglich nüchtern
zu bleiben. Das Gastmahl würde nicht
vollständig gewesen seyn, wenn der Herzog
seine Vernunft dem Bacchus nicht als ein
Opfer gebracht hätte, denn dis waren die
einzigen Beweise, die er seinen Gästen, von
seiner Treue gegen den König, und von sei-

ner

ner Liebe zu seinem Vaterlande, geben konte. Er pflegte gemeiniglich auf den allgemeinen Gerichtstagen für die Grafschaft Sussex, mit einem grossen Gefolge von Edelleuten und andern begüterten Herren, sich einzufinden, und zu Lewes war es, wo er sich in seiner ganzen Herrlichkeit und Gastfreiheit zeigte. Er herrschte in dieser Grafschaft an die 40 Jahr lang fast wie ein unbeschränkter Prinz. Er vergab alle Aemter nach seinem Wohlgefallen, und schloß alle diejenigen vom Sizzen im Parlement aus, die so unglüklich waren, in seine Ungnade zu fallen.

Wie der Graf von Orford, durch eine mächtige Gegenpartey, genöthigt wurde, sein Amt, als erster Staatsminister, nieder zu legen, ohnerachtet er des Königs Günstling war, so nahmen der Herzog und sein Bruder, Herr Pelham, die ganze Regierung in ihre Hände. Er selbst war Staarssecretair in den nördlichen Angelegenheiten, in welchem Posten er 25 Jahr lang gestanden, und sein Bruder war erster Lord der Schazkammer,

oder erster Staatsminister. Wie dieser starb, so folgte er ihm in der höchsten Würde. Wie er auf diesem Gipfel der Gewalt und Hoheit stand, so regierte er den Staatsrath seines Königs nach seinem Gefallen; er vergab, ohne Widerspruch, die höchsten Würden in der Kirche, im Staat und in der Armee. Er lenkte das Parlement wie er wolte. Alle seine Anverwandten und Anhänger erhielten die ansehnlichsten und reichsten Aemter.

Beim Anfange des lezten Krieges erhub sich auf einmahl ein heftiger Sturm gegen ihn, den er doch bald zu stillen wußte. Der Verlust von Minorka, und die üble Lage der Umstände damahls, wurde gänzlich auf seine Rechnung geschrieben. Er hielt es fürs beste, der Heftigkeit des Volkes nach zu geben, welches allemahl aufs äusserste zu verfallen pflegt. Er entfernte sich auf einige Monate vom Ruder, in der gewissen Hofnung, die vorige Gewalt wiederum in seinen Händen zu haben, so bald die Gährung über

seyn

seyn würde. Und es ist die Wahrheit, Pitt, ob er gleich durch das laute Verlangen des Volks ins Ministerium gekommen war, wo er seinen Posten mit so vielem Ruhme bekleidete, mußte dennoch die Bedingung eingehen, daß der Herzog alle seine vorigen Aemter, und sein Ansehen in der Verwaltung des Staats, behalten solte. Er überließ zwar diesem Minister die Besorgung der Kriegsveranstaltungen, die mit einem Glük gekrönet wurden, welches ganz Europa in Erstaunen sezte, aber er selbst behielt noch immer die Besezzung aller Stellen am Hofe in seinen Händen, und half seinem Kredit, durch eine freigebige Austheilung von Ehrenstellen und Pensionen, auf. Endlich nahete das Ende des Königs Georgs II heran, der sich den größten Theil seiner langen Regierung hindurch von der beschwerlichen Bürde derselben befreiet hatte. Der Herzog glaubte, daß ihm die Gunst und das Zutrauen, dessen ihn zween Könige gewürdigt, ein hinlängliches Recht gebe, eben dergleichen unter einem jungen Prinzen zu verlangen, ob

er

er ihm gleich zu eben der Zeit die Freiheit, seine eignen Minister zu wählen, versagen wolte.

König Georg der dritte ließ ihn in allen seinen Bedienungen, ob er sich gleich in einem sehr hohen Alter befand, und noch immer eine unersättliche Begierde ernährte, alles im ganzen Staate zu regieren. Aber da er mit den öffentlichen Einkünften eben so verschwenderisch umging, als mit seinen eignen, so würde er, wenn man ihm freie Hand gelassen hätte, noch eine Million Schulden auf die Nation gebracht haben, die allbereits durch einen kostbaren Krieg erschöpft war. Der König, der die Last sahe, worunter sein Volk seufzete, widersezte sich mit Standhaftigkeit allen neuen Auflagen, wodurch man die Nation drükken wolte. Dem Herzog, der unter der vorigen Regierung nie Widerspruch erfahren hatte, verdroß dis ungemein. Man sagt, daß er sich auf eine wenig Hochachtung verrathende Weise beschweret, daß man seine Anweisung so

wenig

wenig achtete, und seine vorigen Dienste, die er dem königlichen Hause geleistet, so schlecht belohnete. Ob er sich wirklich beleidigt hielt, oder ob der König den Entschluß gefaßt hatte, sich von einer Abhängigkeit, die Seiner Maiestät so nachtheilig war, zu befreien, können wir nicht entscheiden, genug daß er alle seine Aemter niederlegen mußte, ausgenommen, daß er Lord-Lieutenant von drey Grafschaften blieb, welche Würde er zulezt doch auch aufzugeben sich genöthigt sahe.

Der Graf von Bute, der das Unglük hat in Schottland geboren zu seyn, folgte dem Herzoge von Newcastle, als erster Lord der Schazkammer. Wäre der König mehr durch Staatsabsichten, als durch eine gewisse Zuneigung zu diesem Grafen, als seinen ehemahligen Hofmeister, bewogen worden, ihn zum ersten Staatsminister zu ernennen, so würde der Herzog vielleicht weniger Vorwand gefunden haben, sich öffentlich an die Spizze einer Faction zu stellen, die keine an-

dere

dere Absicht hatte, als den Maaßregeln des Ministerii Hindernisse in den Weg zu legen; aber so nahm er den ehrwürdigen Namen eines Patrioten, nur allein als eine Larve, an, seinen heimlichen Stolz und Ehrgeiz dahinter zu verbergen.

Wir sind zur wigtigsten Periode des Lebens des Herzogs von Newcastle gekommen. Daß der Graf Bute seine Würden und Aemter niederlegte, besänftigte seinen heimlichen Groll noch nicht. Er hatte keinen persönlichen Haß gegen diesen Herrn, ieder erster Staatsminister war ihm so gehässig, als der Graf. Ein fünfzigiähriger Genuß von Ehre, von Vorzügen, und einer beinahe unumschränkten Herrschaft, konte seinen Ehrgeiz noch nicht sättigen. Er war noch eben so hungrig nach den ersten Aemtern im Staate, als er in der Blüte seiner Jahre gewesen war, und er konte unmöglich in einer Entfernung von Geschäften leben. Von einer immerwährenden Unruhe des Gemüths verfolgt, und von Verdruß verzehrt, bildete

er sich ein, daß der König, sein Herr, ungerecht gegen ihn gehandelt, da er Aemter von ihm genommen, die er als eine väterliche Verlassenschaft anzusehen gewohnt war. Um seine schwermüthige Gedanken zu vertreiben, begab er sich aufs Land, wo er unter der Last seines eignen Daseins beinahe erlag. Sein Kopf war immer voll von der Vorstellung, daß ein neuer Staatsrath seinen ganzen vorigen Ruhm verdunkelt habe. In seinem Vorzimmer war weiter kein Gedränge von Adlichen, von Geistlichen und von andern, die um Aemter, um Gnadengehalte und um Titel Ansuchung thaten. Nichts anders, als die Hofnung einer Veränderung im Staatsrathe, konte ihm seine Einsamkeit einigermassen erträglich machen. Zulezt erhielt er den Posten als geheimer Siegelbewahrer, und sein triumphirender Einzug, den er in Lewes hielt, diente statt einer Ankündigung dieser neuen Gewalt, die er erhalten hatte.

Er war fünfmahl in seinem Leben zu ei-

nem

nem von den Lords ernennt worden, welche die Regierung verwalteten, wenn die beiden vorigen Könige ihre deutschen Staaten zu besuchen pflegten. Er war auch Ritter vom blauen Hosenbande, und Kanzler der Universität Cambridge, welche Würde er nach dem Ableben des Herzogs von Sommerset erhielte. In seinen jüngern Jahren heirathete er die Tochter des Grafen von Godolphin, eines Sohnes eines Lord Schatzmeisters dieses Namens, unter der Regierung der Königin Anna.

Auf diese Weise brachte der Herzog von Newcastle sein Leben zu, mit Ehrenstellen beladen, allemahl dem Anschein nach mit Geschäften überhäuft, ohne jemahls diejenigen Vergnügungen zu schmekken, die sein Stand und seine Reichthümer ihm in unaufhörlicher Veränderung anboten.

Er liebte eine verschwenderische Tafel und die köstlichsten Weine: allein er zeigte keinen Geschmak in der Auswahl seiner Gä-

ste. War er allein, so liebte er seine Speisen so ungekünstelt zubereitet, als möglich, aber er wolte niemahls seinen Geschmak zur Richtschnur für andere machen.

Wenn er sich gleich, dem Anscheine nach, allen öffentlichen Geschäften entzog, so ist es doch unleugbar, daß er unter der Partey derer, die sich der Regierung widersezten, eine Hauptperson vorstellte. In seinen Unterredungen in Gesellschaften pflegte er sehr ernstlich die Vereinigung aller Parteien, die mit der Regierung unzufrieden waren, anzurathen, und sein Plan war, niemanden seinen Beistand und Unterstüzzung zu versagen, der die Absicht hatte, das Ministerium in Verlegenheit zu sezzen. Wenn er Gelegenheit hatte, bey solchen Vorfällen seine Meinung zu sagen, so erhob er den persönlichen Charakter des gegenwärtigen Königs eben so sehr, als er seine Ministerium herunter machte. Bey dem allen bezeigte er sich mit solcher Bescheidenheit, daß er nicht selten zu Hofe ging, wo er auch

wohl

wohl aufgenommen wurde. Gegen das Ende seines Lebens sezte er sich auch bey denen in Achtung, die ihn sonst sehr zum Besten gehabt hatten. Und dis bewirkte er durch seine Uneigennüzzigkeit, die er in Geldsachen bewies, und zwar zu einer Zeit, wenn iedermann wohl wußte, daß seine Einkünfte, durch seine Ergebenheit an das Haus Hannover, sehr gelitten hatten.

Er wolte ein Freund und Beförderer der Wissenschaften seyn, und besaß einen kostbaren und zahlreichen Büchervorrath, der nach seinem Tode von einem Buchhändler ist angekauft, und in der Folge wiederum an die Meistbietenden ist verhandelt worden.

Nachrichten von neuen Büchern.

I.

Fortsezzung des im vorigen Stükke abgebrochenen Artikels, The Confession of Faith &c.

Die Vorrede zu diesem Glaubensbekentnisse der Remonstranten wird im dritten Kapitel (S. 61) vorgenommen, und die darin angebrachten Gründe, für die Rechtmässigkeit und den Nuzzen der Confessionen, geprüft und untersucht. Einige dieser Gründe der Remonstranten für die Glaubensbekentnisse sind freilich schwach genug, allein es sind doch andere darunter, von welchen es scheint, als ob der Verfasser die Stärke derselben innerlich gefühlt, ob er es gleich nicht Wort haben will. Hieher gehöret

höret ohne Zweifel (S. 63) der Grund, der von der Auslegung der heil. Schrift entlehnet ist. Man kann wol nicht leugnen, daß Männer, die sich mit den Grundsprachen, mit der Geschichte, mit den Alterthümern und mit der Kritik näher bekant gemacht, fähiger seyn solten, den Sinn göttlicher Aussprüche und der Glaubenslehren näher und richtiger zu bestimmen, als diejenigen, welche mit solchen Hülfsmitteln nicht versehen sind. Indessen leugnen wir es dem Verfasser nicht ab, daß dis gleichwol eine mißliche Sache sey, da die wenigsten unter denen, die als Gottesgelehrte mit diesen Hülfsmitteln versehen sind, dieselben unparteiisch, und, ohne von Vorurtheilen hingerissen zu werden, zu gebrauchen wissen. Unserer Meinung nach, hätte er diesen Einwurf am leichtesten dadurch abfertigen können, wenn er behauptet hätte, daß Dinge, wozu exegetische und kritische Gelehrsamkeit erfordert wird, gar nicht in ein Glaubensbekentniß gehören. — Wir wollen es dem Confessional ferner zugeben, daß unter den Verfassern der

bisherigen Glaubensbekentnisse, die wir unter den Protestanten von allen Benennungen haben, die meisten mit Vorurtheilen, Parteilichkeit, unzeitiger und unchristlicher Hizze angestekt gewesen sind. Die verfertigten Glaubensbekentnisse zeigen dis selber. Eben dis aber muß bey denen, die mit der Geschichte der Verfertigung derselben bekant sind, sehr unvortheilhafte Begriffe für sie erwekken. In der Anmerkung, da D. Stebbings Worte (aus rational Enquiry p. 29) angeführet werden, hat, unserer Meinung nach, sowol D. Stebbing, als auch der Verfasser des Confessionals, einiges Recht auf seiner Seite. Man kann es nicht leugnen, daß eine Versamlung von gelehrten Männern, die mit allen nöthigen Hülfsmitteln versehen sind, nach reifer Berathschlagung, den Sinn der heil. Schrift eher treffen solten, als ein unerfahrner Laie. Indessen kann es auch leicht zu der unrichtigen Folge Anlaß geben, die der Verfasser daraus zieht, daß man sich in Sachen des Glaubens am sichersten der Maiorität der ge-

übtern Gottesgelehrten einer Kirchengesellschaft überlassen solle, — eine Meinung, die unter den gemeinen Christen nur gar zu oft, zum Nachtheil der Wahrheit, angenommen wird. Die Geschichte aller Religionen zeigt vielfältig, daß dieselbe zur Unterstüzzung falscher Lehren und alter Irrthümer gebraucht sey. Vermöge dieser Folgerung, sagt ein gemeiner Jude, er überliesse sich in Glaubenssachen der bessern Einsicht und der tiefern Untersuchung der Pharisäer; ein gemeiner Türk gründet seinen Glauben auf die Einsicht des Divans; ein Römisch Catholischer auf die Einsicht seiner Führer, und auf die Aussprüche der Kirchenversamlung von Trident; ein ächter Reformirter auf die Aussprüche der Synode von Dortrecht; ein Lutheraner auf seine augsburgische Confession, und so alle übrige Sekten. Wenn (S. 69) der Verfasser sagt, daß die Confessionen, worin besonders die Verdammung gewisser Kezzereien und Sekten enthalten ist, mit Zusäzzen neuerlich entstandener Kezzereien solten vermehret werden, so heißt dis nichts

anders, als, daß man die Fehler der Confessionen vermehren solle. Ein iedes Glaubensbekentniß solte, nach unserer Einsicht, nichts anders, als die Hauptlehren des Christenthums, so weit sie in der Bibel gegründet sind, enthalten, ohne sich in einige Verdammung und Widerlegung gewisser Privatlehren einzulassen. Auf diese Weise würde niemahls eine Verbesserung eines Glaubensbekentnisses nöthig seyn, sondern ein solches schriftmässig und bloß dogmatisch abgefaßte Glaubensbekentniß könte dauren so lange es Menschen giebt, die Gottes Wort, wie es in der Bibel offenbaret ist, für wahr halten. Alsdan würde auch das wegfallen, was der Verfasser den Confessionen ferner zur Last legt, nämlich, daß sie die Mütter von unzähligen Apologien wären, weil eine iede Partey, die eine Confession aufgesezt, genöthiget wäre, dieselbe, gegen Angriffe anderer Parteien zu vertheidigen. Wären aber die Bekentnisse in klaren und deutlichen Worten heiliger Schrift, oder wenigstens ganz genau schriftmässig abgefasset; wären sie

kurz,

kurz, und keine besondere Meinungen mit eingeschoben, oder streitige Sachen darin zu glauben aufgedrungen; würden da auch einige Apologien nöthig seyn? — Die Stelle und der Einwurf (S. 75. f.) sagt nichts: denn wenn die eine Partey die andere, welche ihr Glaubensbekentniß mit Worten der Schrift, oder wenigstens genau schriftmässig abgefaßt hat, beschuldigt, daß sie die ärgsten Kezzereien unter Schriftworten verstekke, so liegt der Fehler nicht an den Glaubensbekentnissen, sondern an dem Verderben des menschlichen Herzens. Entweder sind wirklich solche Kezzereien von den Bekennern gehegt worden, oder die andere Partey hat sie aus Bosheit oder Zankzucht ihnen aufgebürdet; in beiden Fällen bleibt das eigentliche Bekentniß ohne Tadel: denn da, vermöge der Hypothese, das Glaubensbekentniß schriftmässig war, so solte es angenommen und geglaubt werden, und der Fehler liegt auf Seiten derer, die anders mit dem Munde bekennen, als sie wirklich im Herzen glauben. Will aber der Verfasser, wie es

scheint

scheint, Gewissenszwang machen, Glaubensbekentnisse, die mit Worten der Schrift abgefasset sind, anzunehmen und zu unterschreiben, so mag er eben sowol (welches er doch vorhin leugnete) behaupten, es sey Gewissenszwang, von einem christlichen Lehrer zu fordern, daß er die Bibel annehmen, und nach derselben seine Lehre einrichten solle. Es thut uns leid, daß wir es sagen müssen, daß in diesem ganzen Kapittel eine Animosität gegen alle Glaubensbekentnisse herrschet, wovon ein unparteiischer Freund und Forscher der Wahrheit immer frei seyn solte.

Mit dem vierten Kapitel (S. 82) wird der Anfang gemacht, das Glaubensbekentniß der englischen Kirche, oder die 39 Artikel, näher zu untersuchen. Die Ueberschrift dieses Kapitels ist: nähere Prüfung der Einleitung zur Auslegung der 39 Artikel der englischen Kirche, vom Bischof Burnet. Dieser Bischof hat sich in der Geschichte seiner eignen Zeiten (Vol. 2. fol. 634) erklärt, daß die verlangte Unterschrift

schrift der 39 Artikel sehr unrechtmässig sey. Es untersucht also der Verfasser, wie Burnet bewogen worden, gegen seine eigne Einsicht zu handeln, und diese Artikel so vorzustellen, daß, weil man sie erklären könte, wie man wolte, kein Geistlicher Bedenklichkeiten haben könne, sie zu unterschreiben. Wir müssen unsere Leser hier aufs Buch selbst verweisen; ein Auszug aus der hier mitgetheilten Geschichte der Schrift Burnets würde zu weitläuftig werden. Der ganze Abschnitt ist lesens werth. Es kommt vieles darin vor, welches eine Einsicht in die Verfassung der englischen Kirche verschaft. — Eine Untersuchung, wie fern in einigen Stellen der heil. Schrift vermeinte Beweise für die Nothwendigkeit der Glaubensbekentnisse liegen sollen, hat uns besonders gefallen. Desgleichen wünschen wir auch mit dem Verfasser, die noch ungedrukte Schrift des ehemahligen Prof. Colbatch in Cambridge bekant gemacht zu sehen, darin derselbe sich rühmt bewiesen zu haben, daß das längst so rechtmässig verwie-

sene apostolische Symbolum von den Apostеln verfertigt worden, ehe noch irgend ein Buch neuen Testaments geschrieben war. Was von des Erzbischofs Cranmers und Melanchthons Unterhandlungen, wegen Verfertigung und Festsezzung eines allgemeinen schriftmässigen und ohne Zweideutigkeit verfertigten Glaubensbekentnisses (S. 146) gesagt wird, ist von der Art, daß es noch heute zu Tage, wo diese Dinge schon mehrentheils sehr in Vergessenheit gerathen sind, die Aufmerksamkeit und den Beifall iedes wahren Freundes der Religion Christi erwekken solte.

Der Verfasser sagt uns (S. 152), daß die Freiheit, welche Burnet in der Unterschrift der 39 Artikel zugestanden hatte, verschiedenen Orthodoxen der englischen Kirche nicht so ganz gefällig gewesen sey. Verschiedene angesehene Männer, deren Eifer gröser als ihr Verstand war, versuchten es, die Latitudinem, in welcher iemand diese 39 Artikel unterschreiben konte, genauer zu bestim-

men

men und einzuschränken. Ein neuerer Schriftsteller über diese Materie, ein gewisser John White, und mit ihm die bekannten und längst verstorbenen Doktors, William Nichols, Waterland und Bennet, werden in ihrem Eifer und in ihren Widersprüchen bey der Vertheidigung der Unterschrift der 39 Artikel, und besonders des Verstandes, in dem sie bey der Unterschrift müssen genommen werden, vorgestellt, und ziemlich bitter abgefertigt. — Eine der größten Schwierigkeiten, sagt der Confessional, die hier entsteht, ist die, daß die größten Männer in der englischen Kirche die 39 Artikel unterschiedlich erkläret und verstanden haben: so daß, wenn die wörtliche Erklärung, welche einige davon haben fest sezzen wollen, richtig seyn solte, die angesehensten Geistlichen, als ein Bischof Bull, D. Wallis, South, Sherlock und andere, der gröbsten Irrthümer würden können beschuldigt werden. Der Verfasser äussert seine Gedanken weitläuftig über den Saz, den D. Nichols behauptet hatte, daß einer,

der unterschreibt, nur nöthig habe, seine Beistimmung zu den 39 Artikeln zu geben, ohne sie alle zu glauben. D. Waterland wird hin und wieder sehr herum genommen; und was soll man auch von einem Manne gedenken, der sich über die Unterschrift der Glaubensartikel und über das Ansehen der Kirche so erklären kann: der, so unterschreibt, hat nicht die Freiheit, diese Artikel so zu verstehen, als es die Worte leiden mögen, oder in solchem Verstande sie zu nehmen, der mit der Absicht der Artikel, wenn sie überhaupt genommen werden, übereinstimmet, oder sie so auszulegen, daß Schrift und Vernunft damit übereinstimmen, sondern ꝛc. (ist dis nicht, fast mögten wir sagen, rasend?) — Was der Verfasser gegen die in den Glaubensbekentnissen gebrauchten Verdammungsformeln sagt, wird ohne Zweifel eines ieden vernünftig denkenden und rechtschaffenen Mannes Beifall erhalten. Diese Verfluchungen sind doch, beim Lichte betrachtet, nichts anders, als Beweise des unverständigen Eifers und des

Mangels

Mangels an Gründen, um den Saz, den man mit solcher Heftigkeit behauptet, zu bestätigen. Am Ende dieses Kapitels thut der Verfasser den Vorschlag, daß die Geistlichkeit bey der hohen Obrigkeit eine gemeinschaftliche Bittschrift eingeben mögte, daß die Oerter, wo man die Glaubensartikel unterschreiben muß, hinführo nicht anders anzusehen seyn mögten, als Assecuranz-Comtoirs, wo man sich des beständigen und ungestörten Besizzes geistlicher Aemter versichert. (S. 216)

Im sechsten Kapitel wird eine Untersuchung der Gedanken und der Urtheile derjenigen Schriftsteller angestellet, welche die Latitudinem in der Unterschrift der 39 Artikel vertheidigt haben. Hier kommen die Urtheile und Schriften eines Chillingworth, eines Clarke, eines Hoadly und verschiedener andern vor. Mit Recht bedauret der Verfasser, daß Männer von so fürtreflicher Denkungsart, und die mit so vieler Freimüthigkeit gegen den Religionszwang ge-

schrieben, nicht weiter gegangen, sondern vielmehr selbst diese Artikel unterschrieben, und in der Kirche, der sie Vorwürfe deswegen machten, als Lehrer ihren Unterhalt gesucht und erhalten haben. Dis ganze Kapitel, ob es sich gleich vorzüglich nur auf die englische Kirche beziehet, ist doch in vieler Absicht merkwürdig, und verdienet von den Freunden der Gewissensfreiheit, und von denen, die Bedenklichkeiten bey Unterschreibung gewisser Confessionen haben, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden. — Bey Gelegenheit der Widerlegung des allemahl höchst ungereimten Sazzes: daß eine christliche Obrigkeit das Recht habe, eine Religion in ihrem Gebiete einzuführen und herrschend zu machen, welche sie will; bey dieser Gelegenheit, sagen wir, hat der Verfasser in einer Anmerkung (S. 258. f.) den Gedanken, wie weit eine heidnische Obrigkeit Recht habe, eine Art des heidnischen Gottesdienstes, welchen sie will, einzuführen, näher aus einander gesezt, und besonders aus den Schriften des Cicero die Urtheile der vernünfti-

nünftigen Heiden über die eingeführte Religion gesamlet, und das Verhalten der verständigern Heiden, in Ansehung des Bekentnisses des Aberglaubens und des Götzendienstes, gezeiget.

Wie die Lehre von der Unterschreibung der 39 Artikel in mehrerley Verstande, oder so, daß man sie auslegen könte, wie man wolte, aufgekommen, wie sie vertheidigt und fortgepflanzet worden, dis zeigt der Verfasser im 7ten Kapitel. Dieser ganze Abschnitt, der sehr lang ist, muß als ein wichtiges Stük der Kirchengeschichte überhaupt, und der englischen insbesondere, angesehen werden. Wir haben nicht anders, als den Fleiß und die Belesenheit des Verfassers, die sich darin besonders hervor thun, bewundern können.

Endlich im letzten oder 8ten Kapitel werden die Folgerungen aus den vorhergehenden Untersuchungen gezogen (S. 354). Die Hauptsache läuft darauf hinaus, daß

der Verfasser eine Verbesserung der 39 Artikel haben will. (Wir mögten uns vielleicht richtiger ausdrükken, wenn wir sagten, er mögte wol alle Glaubensbekentnisse gänzlich abgeschaft wissen: allein wir wollen ihm nicht zu nahe treten, und ihm das gerade zu aufbürden, was er nur so unter der Hand zu verstehen gibt.) Er zeigt, daß die gröfsesten und geschiktesten Männer von der englischen Geistlichkeit dis gewünschet haben. Aber eben dadurch, daß ein Burnet und ein Clarke eine sich so weit erstrekkende Latitudinem bey der Unterschrift derselben eingeräumt haben, ist mehr Schaden als Nuzzen gestiftet worden. Denn die Eiferer für die Orthodoxie, und für die 39 Artikel, haben eben darum die Nothwendigkeit einer Verbesserung geleugnet, weil die Thür zum Schaafstall weit genug wäre, daß ein ieder mit seinen besondern Meinungen und Erklärungen des Glaubensbekentnisses ungehindert hinein gehen könne. Alsdan wird der Einwurf beantwortet: daß eine solche Verbesserung sich aniezo, wegen des Verderbens der Zeiten

und

und Umstände, nicht vornehmen liesse. Man sagt, die Welt (vielleicht mag dis Wort vorzüglich statt England stehen) wäre anjezo weniger, als zu einiger andern Zeit, zum ernsthaften und vernünftigen Nachdenken aufgelegt. Betrachtungen über die Religion, sagt man, sind nicht nach dem Geschmak unserer Zeiten; die Leute sind nicht geneigt ihre Meinungen und hergebrachte Gewohnheiten zu untersuchen; der grosse Haufe, sowol was den vornehmen als geringen Pöbel betrift, stekt in der größten Unwissenheit, in Ansehung der Religion, und man solte daher nicht auf einmahl mit Reformationen, und mit Aufstekkung eines neuen Lichtes, dessen Schein vielen Augen unerträglich ist, hervortreten. Hierauf giebt der Verfasser zur Antwort, daß dis der bitterste Vorwurf sey, den man denen machen könne, die, als Bischöfe und Prediger, Sorge für die Ausbreitung der Erkentniß der Religion tragen solten, und die jährlich einige Millionen Einkünfte hinnehmen, für ihr Wachen über die Seelen des Volks, und für die Beleh-

rung desselben in der Religion. Er sagt ferner, daß Christus und seine Apostel, ia alle alte Reformatoren der Kirche, zu einer solchen Zeit des Verderbens und der Unwissenheit aufgetreten sind, und die Verbesserung der Kirche angefangen haben. Sie fragten nicht, welches die Sazzungen und Meinungen der herrschenden Kirche wären, um sich darnach richten zu können, sie hielten es weder für unanständig noch sündlich, denen, die auf dem Stuhle Mosis sassen, oder sonsten die Höchsten in der Kirche waren, zu widersprechen, und dieienigen Säzze an zu greifen, die iene mit Eifer, um ihres zeitlichen Vortheils willen, vertheidigten. Er behauptet, daß die Geistlichkeit, und besonders die Höhern, diese Reformation verhindern. Bischof Wake, wie er noch das Bisthum Linkoln hatte, dachte ganz anders und gelinder als hernach, wie er Erzbischof von Canterbury war. Und es ist gewiß, daß die Beförderung der Geistlichen zu höhern Ehrenstellen und zu mehrern Einkünften, sie mehrentheils stolzer, herrschsüchtiger

ger und unverträglicher macht. Solche gute geistliche Würden, die dem Ehrgeize und der Gemächlichkeit so sehr angenehm sind, suchen sie sich nicht allein auf alle Weise selbst zu versichern, sondern auch ihren Nachfolgern unbeschädigt in die Hände zu liefern. Ohne Zweifel ist es daher das beste Mittel, einem aufstehenden Reformator eine fette geistliche Würde zu ertheilen, er wird alsdan das Reformiren wol vergessen. Man hat es hier in England vielfältig sehr bewährt gefunden, denienigen, die gegen die Regierung redeten, und derselben hinderlich seyn könten, durch reiche Ehrenämter den Mund zu stopfen, und es läßt sich dis Mittel bey denen, welche gegen Mißbräuche in der Religion eifern, sehr oft mit eben so gutem Fortgang gebrauchen.

Der Verfasser kommt auf die Kirchenväter. Wie wenig man Ursach habe, auf ihre Aussprüche, Meinungen und Erklärungen zu bauen, und sie zu Richtern in Glaubenssachen zu machen, beweiset er aus der

wenigen Uebereinstimmung, die sich in ihrem Leben und in ihrer Lehre findet. Die lieben Kirchenväter werden hart mitgenommen, und der gute Hieronymus besonders wird mit einem schlechten Charakter abgefertigt.

Endlich schlägt der Verfasser vor, daß man denen, die in den geistlichen Orden aufgenommen werden, keine weitere Erklärung abfordern solle, als die er aus den 8 Fragen zusammen gezogen, welche der Bischof denen, die ordiniret werden, vorzulegen pflegt. Er hat in diesem Vorschlage D. Clarke schon zum Vorgänger. Wir wollen doch die Erklärung, von der er glaubt, daß sie rechtmässig abgefordert werden könne, hieher sezzen. Derjenige, der ordiniret wird, soll sich am Altar erklären: „daß er glaube, die Schrift enthalte alles, was zur Seligkeit, durch den Glauben an Christum, zu wissen nöthig ist; daß er den festen Vorsaz habe, durch Gottes Gnade unterstüzt, aus der Schrift diejenigen, die seiner Seelsorge anvertrauet sind, zu unterrichten, und nichts

anders, als was zur Seligkeit nöthig ist, zu lehren, und zwar das, wovon er glaubt, daß es aus der Schrift folge, und aus derselben könne bewiesen werden; daß er sowol öffentlich als besonders, sowol Kranke als auch andere, die seiner Sorge anvertrauet sind, ermahnen will, ie nachdem es die Nothwendigkeit erfordern, und die Gelegenheit geben wird; daß er fleissig seyn will im Gebet, und in der Lesung der heil. Schrift; daß er dasienige studiren will, was ihm zur weitern Einsicht in dieselbe dienlich seyn kann, nicht aber der Welt und den Lüsten des Fleisches folgen; daß er sich selbst und seine Familie nach der Lehre Christi und nach dessen Vorbilde bilden will; daß er sich selbst und die Seinigen, so viel er nur immer kann, zu heilsamen Fürbildern und Mustern der Heerde Jesu Christi sezzen will; daß er, so viel in seinem Vermögen liegt, Ruhe, Friede und Liebe unter dem Volke der Christen zu erhalten suchen will, besonders in seiner eignen Gemeine.„

Den Beschluß dieses Kapitels macht der Verfasser damit, daß er noch einigen Einwürfen, die theils längst, theils kürzlich gemacht sind, begegnet. Auch werden die beiden Universitäten, Oxford und Cambridge, weil sie so wenig Sorge für den Unterricht iunger Gottesgelehrten in der Religion tragen, ziemlich beissend angegriffen. Die Bischöfe erhalten auch ihren Theil, weil sie die Geistlichen so schlecht prüfen, daß man in Deutschland einen Tertianer das fragen mögte, was man hier einem, der ins Lehramt treten will, im Examine vorlegt.

Nun solten wir noch unser eigenes Urtheil über dis Buch hinzu sezzen. — Viel werden wir, nach diesem ziemlich umständlichen Auszuge, nicht zu sagen haben, damit es nicht das Ansehen gewinne, als wolten wir unsern Lesern unser Urtheil, statt ihres eigenen, aufdringen. — Der Verfasser des Confessionals scheint uns, der Kirche überhaupt, und der englischen Kirche insbesondere, einen grossen Dienst geleistet zu haben,

ben, indem er der Gewissensfreiheit und einer anständigen Toleranz, durch die Zerschlagung der Fesseln alter Glaubensformuln, wieder aufhelfen will. Und wenn bey den so allgemein abgefaßten wenigen Artikeln der englischen Kirche eine Verbesserung der Glaubensbekentnisse, und eine Erleichterung der Last der Unterschrift so deutlich gezeiget wird, was soll man denn von der so nöthigen Verbesserung und Abkürzung solcher Glaubensbücher sagen, die unendlich viel weitläuftiger sind? Wir trauen es dem Verfasser zu, daß er (wie es doch fast scheint) nicht im Ernst die Absicht habe, alle kirchliche Lehrvorschriften zu vernichten, oder ihnen ihr Ansehen zu nehmen, sondern er arbeite nur daran, daß aus den Glaubensbekentnissen alle dieienigen Dinge verbannet werden solten, welche mit der Schrift nicht hinlänglich bestätigt, und mit der Liebe gegen andere protestantische Kirchengesellschaften nicht vereinigt werden können. Freilich wäre zu wünschen, daß die Kirche ohne Glaubensbücher zurechte kommen mögte, und daß man

die

die Bibel als das einzige symbolische Buch überall ansähe und verehrete: allein da theils der Eigensinn der Menschen, theils wirklicher Irthum, gewisse Lehren zu Unterscheidungszeichen gewisser Gesellschaften gemacht; da falsche Schrifterklärungen neue und in dem göttlichen Worte nicht gegründete Meinungen erzeuget, und ein falscher Eifer sie mit aller unchristlichen Hizze und Verfolgung erhoben, vertheidigt und befestigt hat; da ferner die Einfalt, der Enthusiasmus und die Neuerungssucht alle drey das ihrige thun, um die Kirche, durch ihre Einfälle und Schrifterklärungen, zu zerrütten; so dünkt uns die Zulassung eines durch das Ansehen einer ganzen Kirchengesellschaft bestätigten kurzen und schriftmässigen Lehrbegrifs ein geringeres und nothwendiges Uebel zu seyn, um viel grössere Uebel dadurch zu verhüten. Ja es scheint uns nicht unrecht zu seyn, diejenigen, die ein Lehramt in der Kirche verwalten wollen, unter eine Art der Verbindlichkeit zu legen, diesen Lehrbegriff, bey der Verwaltung ihres Lehramtes, vor Augen

gen

gen zu haben. So weit, dünkt uns, ist alles sehr leicht einzusehen. Allein wie soll dieser Lehrbegriff, wie soll dis Glaubensbekentniß abgefaßt seyn? Welche sind die Gründe und zur Seligkeit nothwendigen Lehren, und welche sind die Nebendinge? Wie weit gehet die Verpflichtung, unter welche man einen Lehrer legen darf? Dis sind die grosen Fragen, darauf es ankommt, und die sich in unsern Tagen, da es auf der einen Seite so viele unverständige Zeloten, und auf der andern so weit ausschweifende und leichtsinnige Verächter der Religion gibt, schwer werden entscheiden lassen. Die Anzahl derer, die nicht von Vorurtheilen eingenommen sind, und beide Abwege zu vermeiden wissen, ist immer noch gar zu klein. Indessen solten wir denken, daß, wer den gegenwärtigen Zustand der Glaubensbekentnisse vernünftig überlegt, wer den Mißbrauch, der sich dabey findet, einsiehet, wer mit den Gelegenheiten und den Zeiten, in welchen die Glaubensbekentnisse verfertigt worden, bekannt ist, wer die Ursachen

chen weiß, warum gewisse Lehren sich als wigtige Glaubensartikel eingeschlichen, und als Zankäpfel von gewissen Leuten in die Kirchengesellschaft geworfen sind; wir sagen, wir solten nicht glauben, daß irgend ein billig gesinnter und Verständiger, dem diese Umstände bekannt sind, gegen die Verbesserung unserer iezzigen Glaubensbekenntnisse in allen protestantischen Kirchengesellschaften etwas haben könne. — Alter Haß solte doch endlich mit der Zeit aufhören, woferne nicht böse Anhezzer denselben unterhalten. Die Zeiten werden auch aufgeklärter, und die Nachkommenschaft kann den Werth vieler Schriften weit besser bestimmen, als das Zeitalter, darin sie gemacht wurden. Und es würde (wie manche doch, leider! heftig behaupten) keine Sünde seyn, alle Jahrhundert die Glaubensbekentnisse zu übersehen, und nach reifern und gelassenern Ueberlegungen, und nach geläuterten Einsichten, zu verbessern. Ferner solten Glaubensbekentnisse so kurz, als möglich, abgefaßt seyn, und zwar, wo es irgend geschehen kann, in ei-

gent-

gentlichen Worten der Schrift. Ja, der Einfall scheint uns keine unbedeutende Kleinigkeit zu seyn, daß, um der Gewissen zu schonen, und keinen auf eine vielleicht ungewisse Ueberseßzung zu verpflichten, die Lehrvorschrift, die einer, der in ein Lehramt trit, unterschreiben soll, in griechischer Sprache, mit Worten des N. Test. abgefaßt, seyn könte: zumahl da die Haupt- und seligmachenden Lehren des Christenthums, so weit sie als bloße Lehrsäßze angesehen werden, in den Schriften des N. Test. allesammt vorgetragen werden. Vielleicht mögte sich der ganze Lehrbegriff auf einem einzigen Octavblatte abfassen lassen. Nothwendig aber müßten alsdan alle Verdammungsformeln, alle Kezzernamen, alle theologische d. i. menschliche Hypothesen, alle Kunstwörter, alle nicht deutlich und unleugbar in der Schrift gegründete Behauptungen, und alle andere Nebendinge, mit allem Ernst verwiesen werden. Lehrer, die ein Amt in der Kirche verwalten wollen, feierlich zu verpflichten, bey allen ihren dogmatischen Vor-

trägen,

trägen, eine solche ὑποτυπωσιν ὑγιαινοντων λογων (welche Benennung den Glaubensbekentnissen, so wie sie iezo sind, überhaupt genommen, schlecht zukommt) vor Augen zu haben, würde, unsers Erachtens, rechtmässig seyn, und man würde den, als einen Feind der Lehre des Erlösers und des Christenthums, mit Mitleid behandeln müssen, der gegen eine so billige Forderung etwas einwenden wolte. Aber die mehrere Alphabete starken Glaubensbekentnisse verschiedener protestantischen Kirchengesellschaften sind gewiß eine Bürde, welche weder die Väter unserer heutigen Lehrer, so sehr sie sich auch mögen gestellet haben, noch unsere gegenwärtige Geistliche iemahls haben tragen können. Solte eine solche, mehr zu wünschende als zu hoffende, Verbesserung einstens unternommen werden, so mögten wir, nach unserer geringen Einsicht, diejenigen, denen eine Kirchengesellschaft das Amt der Verbesserer ihrer Bekentnisse anvertrauete, bitten, in Ansehung der Glaubenslehren äusserst kurz und gelinde, in Ansehung der Lebenslehren

ren aber, oder in dem Bekentnisse der Sitenlehre, desto ausführlicher und desto strenger zu seyn. — Unser Herz ist über diese Materie noch sehr voll, allein wir haben vielleicht schon genug gesagt, um uns den Namen heterodoxer Recensenten von unverständigen Eiferern zuzuziehen. Wir lassen uns indessen diese Nachrede leicht gefallen, wenn man unter der Heterodoxie die Abweichung von alten Vorurtheilen, Aberglauben und Eigensinn, aber nicht Abweichungen von der heilsamen Lehre Jesu Christi, von seinem Beispiele, von den Vorschriften der Liebe und einer christlichen Duldung versteht.

II.

Apollonii Pergaei Inclinationum libri duo. Restituebat S. Horsley R. R. S. Oxon. 1770. Kostet 9 Schill.

Apollonius hat sich durch viele mathematische Schriften hervor gethan. Pappus lib. VII. mathematicae collectionis hat

uns eine ziemliche Anzahl derselben bekannt gemacht, aber es sind nur zwo Abhandlungen, die bis auf unsre Zeiten gekommen sind, nämlich de sectionibus coni und de proportionis sectione. Von der ersten Schrift, nämlich von den Kegelschnitten, haben wir dem D. Halley die vollständigste Ausgabe zu danken. Er war so glüklich, eine arabische Uebersezzung derselben zu erhalten, welche er ins Lateinische übersezt, bekannt gemacht hat.

Verschiedene Mathematikverständige haben sich Mühe gegeben, aus einigen hin und wieder zerstreueten Säzzen und Aufgaben des Apollonius, die zum Theil beim Pappus aufbehalten sind, die ganze verlohren gegangene Schrift, wozu sie gehöreten, wieder her zu stellen. Verschiedenen, die dergleichen versucht, ist ihr Unternehmen verunglükt, allein die Geschiklichkeit eines Robert Simson, zu Glasgow, hat uns die beiden Bücher des Apollonius τοπων επιπεδων, planorum locorum, so schön wieder hergestellt,

stellt, daß selbst Apollonius, wenn er sie lesen könte, nicht Ursach haben würde, sich derselben zu schämen.

Auf eben diese Art hat Herr Horsley versucht, die beiden Bücher περι νευσεων, de inclinationibus, wieder her zu stellen. Die Mühe, die er sich gegeben, ist zu loben; aber er ist viel zu weit gedehnt, und läßt seinen Apollonius schreiben, als ob er die Algebra unter einem unserer neuern grossen Mathematiker studiret hätte: anstatt daß er die natürliche, deutliche und einfache Auflösungskunst der griechischen Geometer, so wie sie Apollonius in seinem Buche, de proportionis sectione, angebracht, hätte vor Augen haben sollen.

III.

An Introduction to the History of Great Britain and Ireland. By James Macpherson Esq. 4to, London, 1771. Kostet 10 S. 6. P. d. i. Eine

Einleitung in die Geschichte Großbritanniens und Irlands ꝛc.

Dis Buch leistet mehr, als es auf dem Titel verspricht. Anstatt eine blosse Einleitung in die Geschichte von Großbritannien und Irland zu enthalten, wird darin auf eine neue und Genüge leistende Weise der Ursprung der alten britischen Nationen aufgesucht. Der Charakter, die Sitten, die Religion und die Regierungsart bey diesen Völkerschaften werden untersuchet, und bis auf die Zeiten herunter gebracht, da die Nachrichten der alten britischen und angelsächsischen Geschichtschreiber ihren Anfang nehmen. Der Verfasser fängt mit den Völkern an, die in den nördlichen Theilen wohneten, in so fern wir einige Nachrichten von ihnen in den griechischen oder römischen Schriftstellern antreffen, und beschließt seine Einleitung mit dem Zeitpunkte, da die Angelsachsen in Britannien sich nieder liessen. So ungewöhnlich die Gelehrsamkeit ist, mit der er sein Werk abgefasset, so groß ist die Deutlichkeit, die

abgemessene

abgemessene Kürze, und die Zierlichkeit des Ausdruks in demselben. England hat zwar eine Menge geschikter Schriftsteller, besonders in diesen neuern Zeiten, aufzuweisen, die seine Geschichte beschrieben haben, allein die mehresten derselben haben sich die neuern Zeiten mehr zum Augenmerk gesezt, als daß sie die Dunkelheiten des Alterthums in der britischen Geschichte aufzuklären sich solten haben angelegen seyn lassen. Herr Macpherson verdient daher vorzüglichen Dank, daß er diesen schwerern Theil auf eine so vorzügliche und nüzliche Weise hat bearbeiten wollen. Um unsern Lesern einen Begriff von der Art des Vortrags unsers Verfassers zu machen, so wollen wir einige Stellen aus dem Buche hieher sezzen. Wenn er den Charakter und die Sitten der alten britischen Nationen beschreibt, so sagt er: „Die alten Briten waren, so wie ihre celtischen Brüder, wild, den Leidenschaften unterworfen und ungestüm, sie waren schnell in ihren Entschliessungen, sanguinisch in ihren Erwartungen, ungeduldig wenn es ihnen nicht

nach ihrem Kopfe ging. Diese Wärme und Heftigkeit ihres Temperaments rührete, nach der Angabe der Alten, von ihrer starken Leibesbeschaffenheit, und von ihrer Vollblütigkeit, her. Und eben dis führete sie natürlicher Weise zu einer sorglosen Verwegenheit, wodurch ihr Verhalten allemahl verwerflich wurde, so oft sie ihren Muth beweisen wolten. Krieg war ihr Hauptgeschäfte und ihre angenehmste Belustigung. Sie liebten das Mezzeln, weil sie, wie Cäsar anmerkt, unter Schlachten und Rauben geboren waren. Die öffentliche Ruhe schikte sich gar nicht zu ihrer Gemüthsart. Sie schienen eben so zu denken, wie der König von Thracien, der glaubte, er besizze keinen Vorzug vor seinem Stallknecht, wenn er nicht im Kriege begriffen wäre.„

„Bey aller dieser heftigen und wilden Art waren sie doch in ihrem Privatleben schlecht weg, und aufrichtig in ihrem Umgange und Unterhandlungen mit andern. Sie waren sehr weit von dem betrüglichen Wesen

und

und der Falschheit unserer neuern Zeiten entfernt. Sie waren allemahl offenherzig, aufrichtig, ohne Verstellung, gerade zu, gutherzig, und wußten nichts von heimlicher Tükke. Waren sie gleich grausam und barbarisch gegen ihre Feinde, so waren sie doch gütig und mitleidig gegen Fußfällige und Unglükliche. Veränderlichkeit und Leichtsinn waren natürliche Folgen ihrer hizzigen Gemüthsart. Menschen, die lebhaft und den Leidenschaften unterworfen sind, pflegen gemeiniglich unbeständig, veränderlich, vorschnell, neugierig, leichtgläubig und stolz zu seyn. Alle Zweige der celtischen Nation kamen in Dingen von der äussersten Wigtigkeit sehr geschwinde zu einer Entschliessung, und eben diese Entschliessungen gründeten sich, so viel auch immer davon abhangen mögte, auf ungewisse Gerüchte und sehr unbestimmte Nachrichten. Die Hizze, mit der sie auf neue Projecte verfielen, und die Unbeständigkeit, die sie in der Beharrung bey denselben bewiesen, waren sich ganz gleich. Ebbe und Fluth war bey ihnen selten in ge-

höriger Ordnung; es war in ihrem Verhalten entweder eine plözliche Ebbe, oder eine ungestüme Fluth. Die Neubegierde, wodurch sich die alten Gallier so vorzüglich auszeichneten, ist, mit ihren Nachkommen, bis auf die gegenwärtige Zeiten gekommen. Die Hochländer des nördlichen Britanniens sind noch iezo so grosse Freunde von Neuigkeiten, daß der ärmste Arbeitsmann, wenn er in der Ferne auf der Heerstrasse einen Reisenden erblikt, seine Arbeit liegen lässet, auf den Fremden zu läuft, und ihn ernstlich bittet, ihm doch Neuigkeiten zu erzählen, welche öffentliche Angelegenheiten betreffen. Ist der Reisende gesprächig, so wollen sie wol mehrere Meilen mit ihm gehen, und halten sich, durch die erhaltenen Neuigkeiten, hinlänglich, wegen ihres Zeitverlustes, schadlos.„

„Unsere Vorfahren hatten, in Ansehung der Gastfreiheit, ihres gleichen nicht. Sie nahmen die Fremden mit der größten Bereitwilligkeit auf, sie räumten ihnen ihre

besten Zimmer ein, sie begegneten ihnen mit der größten Höflichkeit, und alles dis war eine Art des Gesezzes unter ihnen, welches die Gewohnheit unverlezlich und allgemein gemacht hatte. Sie fragten den Fremden nicht eher nach seinen Namen, und von wannen er käme, als bis er im Begriff war von ihnen weiter zu reisen, und sie entschuldigten diese Art von Neubegierde damit, daß sie sagten, sie wären begierig eine Person näher kennen zu lernen, die ihrem Hause mit ihrer Gegenwart so viel Ehre erwiesen hätte. Wenn sie einen Fremden auf der Heerstrasse sahen, so liefen sie ihm entgegen, und nöthigten ihn aufs angelegentlichste, nach ihrem Hause zu kommen, und es entstand nicht selten ein Streit unter den Nachbarn, wer die Ehre haben solte, den Fremden zu beherbergen, und derjenige, der in diesem Fall nachstehen mußte, pflegte zu sagen, daß Gott demjenigen günstiger sey, der das Glük hätte, den Fremden unter seinem Dache zu haben. Sie verschlossen ihre Thüren niemahls des Nachts, aus Furcht ein Fremder

mögte des Nachts kommen, wenn sie, im Schlafe begraben, unfähig wären, ihn auf zu nehmen.„

„Der Hochmuth, das eingenommene Wesen und der Nationalstolz, welchen die Alten unter den Celten anmerken wollen, war nicht etwa diesem Volke ganz allein eigen. Das gemeine Volk in allen Ländern der Erde hat hohe Begriffe von seiner Nation. Nationalstolz ist, wenn man ihn mit dem schlimsten Namen belegen will, eine sehr heilsame Schwachheit. Denn Menschen, die gar zu niedrig von sich selbst denken, sind sehr selten zu grossen Handlungen aufgelegt. Und dis ist der Grundriß des Charakters der alten Einwohner Britanniens.„

Das Folgende, was der Verfasser von den Spielen und Gastmahlen der britischen Celten erzählt, ist ungemein unterhaltend, zumahl für einen, der mit den Sitten und Gewohnheiten der heutigen Engländer einigermassen bekant ist. Wir übergehen diesen

sen Abschnitt, um nicht zu weitläuftig zu werden; aber wir können uns nicht enthalten, die Vorstellungen der Celten von einem zukünftigen Leben hieher zu sezzen. Nachdem der Verfasser eine ausführliche Beschreibung des Paradieses der Briten, wie sie es sich unter einer glücklichen Insel abgebildet, gemacht, so sezt er hinzu: „Die Verstorbenen behielten, bey aller ihrer Glükseligkeit in der andern Welt, eine zärtliche Zuneigung zu ihrem Vaterlande und zu ihren zurükbleibenden Freunden. Sie beehrten das erstere zu Zeiten mit ihrem Besuche, und erschienen den leztern in den Augenblikken, da sie in Gefahr waren, und in der Stunde des Todes. Es geschahe um Mitternacht, wie sich der Barde ausdrükt, daß die Sterbenden plözlich, durch ein ungewöhnliches Klopfen an der Thür, aufgewekt wurden, und daß sie dan, wiewol undeutlich, die Stimme ihrer bereits verstorbenen Freunde höreten, die sie zu der glüklichen Insel abriefen. Eine plözliche Freude, fährt der Verfasser der Fabel fort, brach auf das Gemüth der Sterbenden

benden ein, und brachte iene süsse Schwermuth hervor, die sich nach der Glükseligkeit eines entfernten Landes sehnet. Es verdient angemerkt zu werden, daß, wenn gleich die, so eines natürlichen Todes starben, von der Glükseligkeit des celtischen Paradieses nicht ausgeschlossen waren, so wurden doch, ihrer Meinung nach, die angenehmsten Gegenden der glüklichen Insel nur von denen bewohnt, die im Kriege ihr Leben verlohren.„

„Die Beschreibungen, welche die Druiden und Barden, mit einer Art der Begeisterung, von der glüklichen Insel machten, brachten es dahin, daß die celtische Nation sich nicht viel aus diesem vergänglichen Leben machte, weil sie glaubten, daß eine bessere Glükseligkeit darauf folgte. Die Celten entledigten sich der Bürde dieses Lebens, wenn es ihnen lästig wurde, und machten sich gewissermassen unabhängig vom Schikfal, wenn dasselbe versuchte sie aufs äusserste zu bringen. Sie gingen mit Großmuth und mit Freude dem Tode im Treffen entgegen, sie suchten

ihn,

ihn, wenn sie sich von der Last der Krankheiten unterdrükt, oder vom hohen Alter ausgemergelt und entkräftet sahen. Eben dieser Hofnung der Unsterblichkeit, und nicht dem Mangel an Gelehrigkeit und Naturgaben, müssen wir ihren schwachen Fortgang in Künsten und Wissenschaften zuschreiben, der vor dem Zeitpunkt vorhergeht, da die Phönicier und Griechen durch die Handlung, und die Römer durch den Fortgang ihrer Waffen, einen Geschmak am wollüstigen Leben in die westlichen und nördlichen Gegenden Europens einführten.„

IV.

The history of Great Britain from the first invasion of it by the Romans under Julius Caesar, written on a new plan. By Robert Henry D. D. one of the ministers of Edinburgh, 4to. 1771. d. i. Die Geschichte Großbritanniens ꝛc.

Um unsern Lesern einen Begriff von diesem Werke mitzutheilen, dürfen wir nur die Worte des Verfassers aus der Vorrede hieher sezzen. „Die vornehmste Absicht bey dieser geschichte, sagt er, ist die: dem Leser eine kurze Nachricht der wigtigsten Vorfälle, die sich in Großbritannien ereignet haben, mitzutheilen, und zwar von der Zeit des ersten Einfalls der Römer, unter Julius Cäsar, an, bis auf die gegenwärtigen Zeiten. Mit dieser Erzählung will man eine deutliche und zureichende Nachricht von der Religion, den Gesezzen, der Gelehrsamkeit, den Künsten und Wissenschaften, der Handlung, den Sitten der Einwohner, so wie sie in iedem Zeitalter gewesen sind, verbinden. Man will das Bild der Umstände und des Charakters unserer Vorfahren, von Zeitalter zu Zeitalter, aufrichtig entwerfen, und sie sowol überhaupt als eine Nation, als auch insbesondere in ihrem Privatleben betrachten. Sie sollen mit lebendigen Farben in ihren rühmlichen Thaten und in ihren Fehlern, in ihrer Freiheit und in ihrer Unterwürfigkeit,

würfigkeit, in ihrer Kentniß der Natur und Sittenlehre, und der Religion, damit sie entweder erleuchtet waren, oder darin sie sich in der größten Finsterniß befanden, vorgestellet werden. Die Künste, die unter ihnen im Schwange gingen, die Handlung, die sie trieben, die Tugenden, womit sie geschmükt waren, die Laster, die sie beflekten, die Vergnügungen und Lustbarkeiten, damit sie sich ergözten, die Noth und das Elend, dem sie ausgesezt waren, dis alles wollen wir vor Augen legen, und wir wollen ihre veränderliche Gewohnheiten und ihre Moden, so oft wir etwas davon entdekken können, nicht vorbey lassen. Hiedurch glauben wir, dem Leser eine deutliche, vollständige und richtige Vorstellung von Großbritannien und seinen Einwohnern, in allen Zeitaltern, so wie man es vernünftiger Weise fordern kann, machen zu können; wenigstens wollen wir, so viel man kann, aus glaubwürdigen alten Nachrichten zusammen bringen.„

Um diesen weitläuftigen Plan in so enge Grenzen

Grenzen, als möglich, zu bringen, hat sich der Verfasser angelegen seyn lassen, die Sachen in den kürzesten und deutlichsten Ausdrükken vorzutragen. Er hat alle Ausschweifungen und Wiederhohlungen auf das sorgfältigste vermieden, und seine Materien nach den strengsten Regeln der Ordnung in folgendem Plane zusammen gefasset.

Das ganze Werk ist in zehn Bücher eingetheilet. Jedes Buch fängt an und endigt sich mit einer merkwürdigen Revolution. Es enthält die Geschichte und die Erzählung der ersten gedachter Revolutionen, und der dazwischen fallenden Periode. Jedes dieser zehn Bücher ist gleichförmig in 7 Kapitel abgetheilet, welche den Faden der Geschichte nicht eines nach dem andern fortführen, wie in andern Geschichtbüchern dieser Art; sondern alle Kapitel, die zu einem Buche gehören, fangen mit einerley Zeitabschnit an, laufen parallel mit einander fort, und endigen sich mit einerley Zeitpunkte. Jedes Kapitel legt dem Leser die Geschichte eines besondern

sondern Gegenstandes vor. Z. E. Das erste Kapitel ieden Buchs enthält die Staats- und Kriegesgeschichte Großbritanniens, die in den Zeitabschnit des Buchs gehöret. Das andere Kapitel desselben Buchs enthält die Religionsgeschichte Britanniens, die in dieselbe Periode gehöret. Das dritte trägt die Geschichte der Regierungsform, der Regierung, der Gesezze und der Gerichtshöfe vor. Das vierte fasset die Geschichte der Gelehrsamkeit, der Gelehrten und der Pflanzschulen der Wissenschaften und Künste in sich. Das fünfte begreift die Geschichte der Künste, der nüzlichen sowol, als derer, die zur Zierde gereichen, der nothwendigen und der zum Vergnügen dienenden. Das sechste beschäftigt sich mit der Geschichte der Handlung, der Schiffahrt, der Münzen und der Preise der Dinge. Das siebente und lezte Kapitel desselbigen Buchs trägt die Geschichte der Sitten, der Tugenden, der Laster, besonderer Gewohnheiten, der Sprachen, der Kleidung, der Lebensart, der Ergözzungen des britischen Volkes, in der Periode,

vor. Dieser Plan ist richtig und genau, vom Anfange bis ans Ende des Buches, befolget, so, daß ein iedes dieser zehn Bücher als ein eignes Werk kann angesehen werden, so fern es nämlich die Geschichte einer gewissen Periode beschreibt. Die Einrichtung eines Buchs dienet zum Muster für alle übrige. Um diesen Plan noch vollkommner regelmässig und gleichförmig zu machen, hat der Verfasser die Materialien ieder Kapitel so geordnet, daß man in iedem Kapitel von gleicher Ueberschrift, durch alle zehn Bücher hindurch, einerley Art der Abhandlung antrift. Z. E. Die Künste, die den Inhalt des fünften Kapitels ieden Buchs ausmachen, sind in einerley Ordnung und Folge, in iedem dieser Kapitel, durchs ganze Werk, abgehandelt worden. Eben dis gilt von allen übrigen Kapiteln, wo man diese Gesezze der Ordnung und Einrichtung befolgen konte.„

Wir haben bis hieher unsern Verfasser selbst reden lassen wollen, damit sich der Le-

ser

ser einen Begriff von der Einrichtung des Werks machen möge. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Plan an sich selbst sehr gut ist, allein es gehöret mehr dazu, als der Verfasser in dem Umfange seines Buches zu leisten im Stande war, um demselben ein gehöriges Genüge zu leisten. Wir argwohnten aus dem Tone, in dem er in der Vorrede redet, daß er zu sehr von den Vorzügen seines Werkes, und was er darin geleistet, eingenommen sey, und wir müssen bekennen, daß wir, beim genauern Durchgehen des Buchs, gefunden, daß unser Argwohn nicht ganz ungegründet war.

D.

V.

The universal botanist and nurseryman: containing descriptions of the species, and varieties of all the trees, shrubs, herbs, flowers and fruits, natives and exotics, at present cultivated, in the european nurseries, green-

houſes and ſtoves, or deſcribed by modern botaniſts; arranged according to the Linnæan ſyſtem, with their names in engliſh. To which are added a copious botanical gloſſary, ſeveral uſeful catalogues and indexes. Illuſtrated with elegant engravings. In four Vols. 8vo. By Richard Weſton Eſq. London, 1771, Vol. I. d. i. Der allgemeine Kräuter- und Pflanzſchulenverſtändige, der alle Gattungen und mannigfaltige Arten der Bäume, Stauden, Kräuter, Blumen und Früchte, ſowol inals ausländiſche, die in den europäiſchen Pflanzſchulen und Treibhäuſern gezogen, oder von Kräuterverſtändigen beſchrieben werden, beſchreibet, und ſie nach dem Linnäiſchen Syſteme, mit beygefügten engliſchen Namen, ordnet. Dieſem ſind ein weitläuftiges botaniſches Gloſſarium und verſchiedene nüzliche Catalogen und Verzeichniſſe beygefügt. Mit Kupfern. Erſter Theil. Koſtet 5 Schill. 3 P.

Die Absicht, welche sich der Verfasser vorsezt, ist dreyfach. Er will zuerst die Weisheit derjenigen grossen Gottheit vor Augen legen, die sich in dem Pflanzenreiche, auf eine so vorzügliche Weise, offenbaret. Er will ferner die Ehre und den Nuzzen seiner Nation befördern, indem er lehret, wie auswärtige, in der Heilungskunst und in der Haushaltung nüzliche Pflanzen, Kräuter und Gewächse in England können angebauet werden. Er will drittens nicht sowol den Arzneigelehrten und Botanisten nüzlich werden, sondern vorzüglich auch den Gärtner und alle Freunde des Gartenbaues unterrichten, wie sie, zu ihrem Vortheile und Vergnügen, ihre Gärten mit auswärtigen, heilsamen und das Auge und Geruch ergözzenden Kräutern und Blumen bereichern und bebauen können. Da dis nur der erste Theil dieses nüzlichen Werks ist, welches wir hier anzeigen, und wir Gelegenheit haben werden, von den übrigen zu reden; so wollen wir uns begnügen, vor iezo den Plan, nach

welchem dis Werk entworfen, hieher zu sezzen.

Zuerst also findet man ein alphabetisches Verzeichniß der mannigfaltigen Arten der Bäume und Stauden, die man bis iezo bey botanischen Schriftstellern angezeigt und beschrieben findet, sammt einer Beschreibung ihrer Blätter, Blüte und Früchte, nebst ihren englischen Namen. — Ein besonderes Verzeichniß von Bäumen, Stauden und Früchten, die in Großbritannien und Irland anzutreffen sind. Es ist die Zeit, wan sie blühen, und die Gegend, wo sie vorzüglich häufig angetroffen werden, angezeigt. — Ein Register der Geschlechter der Pflanzen und Stauden. — Ein alphabetischer Catalogus der mannigfaltigen Gattungen der Kräuter, der Blumen, der Zwiebelwurzeln, die man bey den heutigen Botanisten beschrieben findet. — Die kryptogamische Classe der Gewächse beim Linnäus, wobey ein Verzeichniß der Arten des Farrenkrautes, der Moose, Rasen und der Erdschwämme gegeben

ben wird. — Die Pflanzen, die am Bo-
den des Meeres wachsen, zum Unterricht
und Vergnügen derer, die an den Seeküsten
wohnen. — Ein Catalogus aller Früchte,
die in England und in Frankreich wachsen,
besonders in der Pflanzschule der Karthäuser-
Mönche in Paris. — Ein Verzeichniß
von Blumen, die von den angesehensten
Blumenverständigen in Europa gezogen wer-
den. Dem eine Beschreibung der Farben
und der Art ihres Blühens beigefügt ist,
nebst den gewöhnlichen Preisen, nach engli-
schem Gelde. — Ein allgemeines Regi-
ster der Blumengeschlechter, nach dem Lin-
näus. — Ein engl. Namenverzeichniß
von beynahe 3000 Pflanzen, die unter die
gehörigen Linnäischen Titel gebracht sind. —
Ein botanisches Glossarium, oder Erklärung
der Kunstwörter, die beim Linnäus gebraucht
werden. — Diesem allen soll ein Supple-
ment beigefügt werden, darin alle die neuen
Pflanzen beschrieben sind, die in England
können eingebracht werden, und auf briti-
schen Boden fortkommen. N.

VI.

The Expedition of Humphrey Clinker. By the author of Roderic Random. 3 Vol. 12mo. d. i. Die Thaten Humphrey Clinkers ꝛc. Kostet 7 S. 6 P.

Dieser sehr aufgewekt und mit vieler Laune geschriebene Roman gehöret zu denen, die man nicht schlummernd aus der Hand fallen lässet, wenn man mit gewissen besondern Charaktern, Nationalgewohnheiten und dem lächerlichen, das in den Sitten gewisser Orten herrschet, und worauf der Schriftsteller beständig anspielet, bekant ist. Wir sind denen, die mit den Sitten und mit der Lebensart in London, und einigen andern Städten Englands, näher bekant sind, Bürge, daß sie diesen Roman mit unendlichem Vergnügen lesen werden, zumahl wenn sie als Ausländer, welche die Sitten und Thorheiten der Engländer, wenn sie anders klug genug dazu sind, leichter gewahr

wahr werden, dieselben auf eine so lustige Weise, von einem aufrichtigen Engländer selbst, geschildert sehen. Daß wir diesem Buche einen Ueberseʒʒer wünschen solten, können wir gar nicht sagen. Es wird sich im Deutschen gar nicht lesen oder verstehen lassen. Und wer mit den Sitten der Engländer, den Landesgewohnheiten und den herrschenden Thorheiten dieses Zeitalters, durch einen nicht gar zu kurzen Aufenthalt in England, wozu wir wenigstens zwey bis drey Jahre rechnen, bekant geworden, dem wird nichts an einer Ueberseʒʒung gelegen seyn, da er das Original selbst lesen kann. Ueberhaupt findet sich unter den englischen Büchern, welche die Ueberseʒʒungssucht mit einem deutschen Kleide begabt, eine grosse Anzahl, die, unserer Meinung nach, einem Deutschen, der nicht in England gewesen, immer unverständlich bleiben müssen, ob er gleich thörigt genug seyn kann, die schöne englische Schrift zu bewundern, und sich ein zu bilden, daß er sie verstehe. Wir reden hier aus der Erfahrung, und wir können

versichern, daß in dem in Deutschland so sehr bewunderten englischen Zuschauer, unter zehn Stükken, eines gegen das andere gerechnet, gewiß viere sind, die einem nicht in England oder in London gewesenen Deutschen, er mag auch noch so sehr auf seine Kentniß des Englischen stolz seyn, unverständlich bleiben müssen.

Wir wollen noch erinnern, daß der Verfasser dieses Romans der berühmte T. Smollet sey, dessen Name im Reiche der Wissenschaften bekant genug ist. Der Roman selbst ist in Briefen abgefasset.

R.

VII.

Sermons to doctors in divinity, being the second volume of sermons to asses. 8vo, London, 1771. d. i. Predigten für Doktors der Gottesgelehrsamkeit, als der zweite Band der Predigten für Esel ꝛc.

Der

Der Verfasser dieser Predigten fällt sehr ins Bathos. Die Entschuldigung, die er macht, daß er diesen zweiten Band seiner Predigten für Esel an Doktors der Gottesgelehrsamkeit gerichtet, ist sehr seichte. Es ist, sagt er, in diesem Unternehmen nichts ungereimtes, wenn man die Sache recht überlegt, weil die Benennung von Eseln unwidergebornen Doktern mit gutem Rechte zukommt. Hiob sagt uns, daß der Mensch geboren werde, wie das Füllen eines wilden Esels, und wenn also Ihro Hochwürden (their reverences) nicht anders werden, als sie von Natur sind, so sind sie wie die wilden Esel. Ephraim wird Hos. 8, 9. ein wilder Esel genant, und warum solte man Doktors nicht damit vergleichen? — Vielleicht wird man gedenken, der Titel meiner Predigten solte seyn: Predigten für wilde Esel, allein ich habe lieber den allgemeinen Ausdruk beibehalten wollen. Das Wort, welches im Grundtexte Esel bedeutet, stammt von einem Worte her, welches ursprünglich Unruhe erregen und Tumult anrichten bedeu-

bedeutet; und dis mag man wol auf die Doktors der Gottesgelehrsamkeit anwenden: denn es sind wenig Unruhen in der Kirche und in der Welt entstanden, deren Väter und Anbläser diese Herren nicht gewesen wären, und in dieser Absicht mögen Doktors und Esel wol gleichbedeutende Dinge seyn. — Heißt dis nicht herrlich und tiefsinnig reden! — Wir wüßten nun vielleicht wol einen deutschen Doktor der Gottesgelehrsamkeit hier in London, der in Deutschland auch berüchtigt genug seyn mag, auf den sich dis alles wol passen mögte, aber wir kennen auch viele würdige Männer, sowol in der englischen Kirche, als auch in Deutschland, die den niedrigen Spott des Verfassers dieser hämischen Schmähpredigten (eine wunderliche Gattung von Dingen) gar nicht verdienen. Der Predigten sind sechs, und wir würden unsern Lesern einige Auszüge daraus vorlegen, wenn wir nicht dächten, daß die Ernsthaften derselben uns bereits zu riefen: Jam satis est.

B.

Kurze

Kurze Anzeigen.

I. Gottesgelehrsamkeit.

1. Discourses on the parables of our blessed Saviour and the miracles of his holy Gospel with occasional illustrations, in four Vols. By Charles Bulkley. Vol. 1, 8vo, London, 1771. d. i. Predigten über die Gleichnisse und Wunder Jesu Christi. Erster Band. Kostet 5 S.

Der erste Band dieser empfehlungswürdigen Predigten enthält 14 Vorträge, davon der erste von der Beschaffenheit und Absicht der Gleichnisse handelt. Die übrigen betrachten die folgenden Gleichnisse: vom Säemann, vom Unkraut unter dem Weizen, vom Senfkorn, vom Schalksknecht, von den zween Söhnen, vom Weinberge, vom hochzeitlichen Kleide, von den zehn Jungfrauen, und von den anvertrauten Pfunden. — Wir zweifeln nicht, daß

alle

alle diese Predigten, bey aufmerksamen Lesern, vieles zur nähern Erkentniß der Schrift und zur Beförderung der Gottseligkeit beytragen werden. Wir werden Gelegenheit haben, mehr zu sagen, wenn die übrigen Theile ans Licht treten.

2. Sermons on different subjects. By the late Rev. John Jortin. D. D. Archdeacon of London &c. 8vo. 4 Vols, 1771. d. i. Jortins Predigten ꝛc. Kosten 16 Schill.

Dokt. Jortins Name ist in der gelehrten Welt schon mit so vielem Ruhm bekant, daß derselbe eine Empfehlung dieser seiner Predigten abgeben würde, wenn nicht die Vorträge selbst so beschaffen wären, daß sie uns den Verfasser als einen rechtschaffenen Prediger, einen gelehrten und scharfsinnigen Schriftausleger, und als einen toleranten Gottesgelehrten, kennen lehreten. Mögte doch der Geist, der in diesen Predigten

ten herrschet, und die Bemühung, sich von Vorurtheilen los zu machen, die sich darin äussert, vielen hizzigen und unverständigen Predigern zeigen, wie sie mit Sanftmuth und mit einem Herzen, das die Wahrheit aufrichtig sucht, die Gemeinen des Herrn erbauen sollen.

3. Miscellaneous Tracts. By the Rev. John Clubbe. 2 Vols. London, 1771. d. i. vermischte Abhandlungen ꝛc. Kostet 8 S. 6 P.

Diese Abhandlungen sind ehedem einzeln heraus gekommen, und hier zusammen gesamlet. Die meisten sind von der Art, daß sie dem Verfasser Ehre machen.

4. The duty, circumstances and benefits of baptism, determined by evidence. I. The testimonies in the new testament, ranged under proper heads. II. Those from the first christian

christian writers, in Dr. Wall's method improved. III. The evidence of the whole summed up. With an appendix, shewing the meaning of several greek words in the new testament. By Thomas Barker. 8vo, London, 1771. d. i. Die Nothwendigkeit, Umstände und Nuzzen der Taufe, aus Zeugnissen bestimmt ꝛc. Kostet 3 S. 6 P.

Wir begnügen uns, dis Buch anjezo nur vorläufig anzuzeigen, und behalten uns vor, im nächsten Stük etwas umständlicher davon zu reden.

5. A vindication of the sacred books and of Josephus, especially the former, from various misrepresentations and cavils of the celebrated M. de Voltaire. By Robert Findlay A. M. one of the ministers of Glasgow. 8vo, Glasgow and London,

don, 1770. d. i. Eine Vertheidigung der heiligen Schrift und des Josephus gegen Voltaire. Kostet 5 S. 6 P.

Auch dis Buch werden wir unsern Lesern nächstens näher bekannt machen.

II. Weltweisheit.

Institutes of moral philosophy, for the use of Students in the college of Edinburgh. By Adam Ferguson. L. L. D. 12mo, 1770. d. i. Grundsäzze der Moralphilosophie ꝛc. Kostet 3 S.

Diese Schrift enthält sieben Abtheilungen, nebst einer Einleitung. Der erste Abschnitt handelt von der Natur und Geschichte des Menschen, der andere von der Theorie der Seele, der dritte von der Erkentnis Gottes, der vierte von den Sitten-

gesezzen, der fünfte von der Rechtsgelehrsamkeit, der sechste von der Kasuistik, der siebente von der Staatsklugheit. Jeder Abschnitt ist wiederum in Kapitel, und diese in Unterabtheilungen eingetheilt. Man wird in der ganzen Schrift, die ein Muster eines guten Lehrbuches ist, vieles Nüzliche und zur Sache gehörige, in einer angenehmen Kürze, gesagt finden.

III. Mathematik.

1. Cyclomathesis: or an easy introduction to the several branches of the mathematics. Principally designed for the instruction of young students before they enter upon the more abstruse and difficult parts. By Mr. Emerson. London, 1771, 8vo, 10 Vols. d. i. Einleitung in die mathematischen Wissenschaften. Kostet 3 Pf. 5 S.

Herrn Emersons Name in der Mathematik ist hier in England schon so bekant, daß

daß wir glauben, wir würden den Kennern auswärtiger Schriften, bey unsern Landsleuten, besonders den Mathematikverständigen, zu nahe treten, wenn wir ihnen dieses Werk anjezo erst, mit Lobsprüchen seiner Verdienste, bekant zu machen gedächten. Wir wollen uns begnügen, ihnen den Inhalt von zehn Bänden, daraus es bestehet, hier kurz anzuzeigen. Vol. I. 1.) A general introduction to the cyclomathesis. 2.) A treatise of arithmetic. Vol. II. 1.) The doctrine of proportion, arithmetical and geometrical. 2.) The elements of geometry. Vol. III. 1.) The elements of trigonometry plain and spherical. 2.) A table of natural sines and tangents. 3.) A table of logarithmic sines and tangents. 4.) A table of logarithms from 1 to 10000. Vol. IV. A treatise of Algebra, in two books. Vol. V. 1.) The arithmetic of infinities and the differential method. 2.) Elements of the conic sections. 3.) The nature and properties of cur-

ve lines. Vol. VI. The elements of optics and perſpective. Vol. VII. 1.) mechanics, or the doctrine of motion. 2.) The proiection of the ſphere, orthographic, ſtereographic and gnomonical. 3.) The laws of centripetal and centrifugal force. Vol. VIII. A ſyſtem of aſtronomy. Vol. IX. 1.) The mathematical principles of geography. 2.) The theory of navigation ſpherical and ſpheroidical. 3.) Dialing, or the art of drawing dials on all ſorts of planes. Vol. X. 1.) The doctrine of combinations, permutations and compoſitions of quantities. 2.) Chronology, or the art of reckoning time, with a chronological table. 3.) Calculation, libration and menſuration, or the art of reckoning, weighing and meaſuring. 4.) The art of ſurveying and meaſuring of land. — Wir wollen hinzu ſezzen, daß diejenigen Freunde der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die nicht Luſt haben das ganze Werk zu kaufen, ieden Theil einzeln

zeln haben können: und daß von eben diesem Verfasser kürzlich heraus ist:

2. A short comment on Sir Isaac Newton's principia. Kostet 3 S.

In diesem Tractate findet man Anmerkungen, darin verschiedene schwere Stellen, des angeführten Buches Newtons, erkläret und erläutert werden. Desgleichen eine Vertheidigung Newtons gegen die Einwürfe, welche ihm von Leibniz, Bernoulli, Euler und andern, sind gemacht worden. Nebst einer Widerlegung der Einwürfe, welche D. Rutherfort und Bedford gegen die Newtonianische Zeitrechnung aufgeworfen haben.

3. The tutors guide: being a compleat system of arithmetic, with various branches in the mathematics. By Charles Vyse teacher of mathematics &c. 12mo, London,

1770. d. i. Ein vollständiges System der Rechenkunst.

Ein nüzliches Handbuch, nicht allein für Anfänger, sondern auch für solche, die sich einbilden, es schon weit in der Arithmetik gebracht zu haben.

IV. Geschichte.

1. A general history of the british empire in America: containing an historical, political and commercial view of the english settlements; including all the countries in north America, and the west Indies, ceded by the peace of Paris. Two Vols. 8vo. London, 1771. d. i. Geschichte der britischen Staaten in Amerika ꝛc. Kostet 10 Schill.

Das Ansehen, die Stärke und der Reichthum, zu dem sich die britischen Colonien in Amerika erhoben, und sich noch

mehr

mehr erheben werden, müssen nothwendig einem ieden, der nicht ganz unbekümmert um das, was in der Welt vorgehet, lebet, aufmerksam auf den Zustand und die Geschichte dieser Länder machen. Dieienigen, die Lust haben, sich von der Verfassung und dem Zustande dieser britischen Staaten in Amerika näher zu unterrichten, werden hier in diesem Buche etwas vollständiges und zuverlässiges antreffen.

2. A chronological series of Engravers, from the invention to the beginning of the present century. 12mo. Cambridge, 1770. d. i. Ein chronologisches Verzeichniß von Kupferstechern, seit der ersten Erfindung dieser Kunst, bis auf den Anfang des iezzigen Jahrhunderts. Kostet 3 S.

Dis Verzeichniß begreift die Namen und die wigtigsten Lebensumstände (welche doch mehrentheils nur in einer Anzeige der

Geburts- und Sterbensjahre bestehen) der berühmtesten Kupferstecher in sich. Der Verfasser getrauet sich nicht zu entscheiden, wo die Kupferstecherkunst zuerst erfunden. Gleichwol dünkt ihm, daß man den Ursprung derselben in Deutschland, ums Jahr 1445, suchen müsse. Die Italiäner wollen indessen, daß Tomaso Finiguerra, ein Goldschmid zu Florenz, ums Jahr 1460, der Erfinder dieser Kunst gewesen, und die Holländer behaupten, daß Lorenz von Harlem, der vor dem J. 1440 verstarb, zu allererst von Holzschnitten Abdrükke gemacht habe. Mit Gewißheit läßt sich in diesem Streite nichts entscheiden. Beiläufig wird von der Erfindung des Radirens und der Kunst, Mezzotinto Abdrükke zu machen, geredet. Die britischen Kupferstecher stehen nicht in chronologischer Ordnung unter den übrigen, sondern ein Verzeichniß derselben ist besonders hinzu gefügt. Den Freunden und Sammlern von Bildern und Kupferstichen wird diese kleine Schrift nüzlich

und

und angenehm seyn, und für sie ist sie auch eigentlich geschrieben.

3. The gentleman's and connoisseur's dictionary of painters &c. By the Rev. M. Pilkington. A. M. Vicar of Donabate and Portraine, in the diocese of Dublin. 4to. London, 1770. d. i. Mahlerlexikon ꝛc. Koster 1 Guinea.

Herr Pilkington ist ein grosser Freund und Kenner der Mahlerey, und die grosse Zuneigung zu dieser Kunst hat ihn zu dem Entschluß gebracht, die Lebensgeschichte der berühmtesten Künstler, die sich in derselben hervor gethan, hier zusammen zu fassen. Er hat an die 60 Werke, in verschiedenen Sprachen, zu Rathe gezogen, und aus ihnen, mit vieler Mühe und Fleiß, eine Nachricht von dem Leben der vorzüglichsten Mahler, von ihren verfertigten Stükken, und von der Art ihre Kunst zu treiben, zu-

sammen getragen. Seine Schreibart, und besonders die vielen gebrauchten Kunstwörter (die in einer dem Werke vorgesezten Anzeige erkläret sind), verrathen den Kenner. Viele sehr artige Anekdoten wird der Leser hin und wieder antreffen, und wir denken, daß die ganze Bemühung des Verfassers den Beifall und den Dank der Freunde der Geschichte, und der Mahlerkunst insbesondere, erhalten werde. Der vollständige Titel, den wir doch übersezt hersezzen wollen, wird einen umständlichern Bericht von dem Werke machen können. — „Eine vollständige Sammlung und Nachricht von den berühmtesten Künstlern, die sich in der Mahlerkunst zu Rom, Venedig, Neapel, Florenz und andern Städten Italiens; in Holland, Flandern, England, Deutschland und Frankreich hervor gethan. Vom Jahre 1250 an, wie die Mahlerey unter Cimabue wieder auf zu leben anfing, bis aufs Jahr 1767. Der Zeitraum ist über 500 Jahr, und die Anzahl der Künstler beläuft sich beinahe auf 1400. Man hat die Nachrichten aus den

glaub-

glaubwürdigsten Schriftstellern ausgezogen, die von der Mahlerey in lateinischer, italiänischer, spanischer, englischer, französischer und holländischer Sprache geschrieben haben. Man hat zween Catalogen beigefügt, der eine enthält ein Verzeichniß der Schüler der berühmtesten Meister, für diejenigen, die gerne eine kritische Erkentniß der verschiedenen Hände und Züge der verschiedenen Schulen erhalten mögten; der andere ist ein Verzeichniß derjenigen Mahler, die in ihren Werken die berühmtesten Mahler so genau nachgeahmet, daß man die Kopien öfters fürs Original genommen. Das Ganze ist auf eine leichtere und mehr unterweisende Art, als bisher geschehen, in Ordnung gebracht, überhaupt zur Unterhaltung und Unterricht für iede, besonders aber zum Gebrauch der Liebhaber und Kenner der Mahlerey.„

4. Voyages and travels through the Ruſſian Empire, Tartary and part of

of the kingdom of Perſia. By John Cook. M. D. at Hamilton. Two Vols. 8vo. Edinburgh and Lond. 1770. d. i. Reiſen durch Rußland, die Tartarey und einen Theil von Perſien. Koſtet 12 Schill.

Dieſe Reiſen ſind ziemlich unterhaltend geſchrieben, und der Verfaſſer zeigt, daß er ein nicht unaufmerkſamer Beobachter der Länder und Völker geweſen, durch welche er ſeine Reiſen angeſtellet. Man wird manche Nachrichten hier antreffen, die man anderswo vergeblich ſuchen mögte, nebſt einer beſondern Gabe, ſich das Zutrauen des Leſers (die monthly reviewers ausgenommen, die ihn zum Dumkopf machen wollen) ſo zu erwerben, daß er weder an der Glaubwürdigkeit der Erzählung zweifelt, noch auch wegen der Fähigkeit und Geſchiklichkeit des Verfaſſers, als Reiſebeſchreibers, Bedenklichkeiten hegt.

5. Archaeologia: or miſcellaneous tracts,

tracts, relating to antiquity. Published by the Society of Antiquaries of London. Vol. 1. 4to, 1770. d. i. Abhandlung, das Alterthum betreffend, von der Gesellschaft der Alterthumsforscher in London. Kostet 15 S.

Die im Jahr 1750 erneuerte, und durch königliches Ansehen bestätigte Gesellschaft der Alterthumsforscher, liefert hier den ersten Theil ihrer bisher angestellten Untersuchungen. Es sind in allen 60 Abhandlungen, darunter manche sehr gut, die meisten aber von weniger Beträchtlichkeit sind.

6. The life of Henry St. John Lord Viscount Bolingbroke. 8vo. Lond. 1770. d. i. Lord Bolingbrokes Leben. Kostet 1 S. 6 P.

Der berühmte D. Goldsmith soll der Verfasser dieser Lebensbeschreibung seyn, die, wie uns dünkt, wenn sie wirk-

lich

lich von ihm herrühret, ihm nicht zur Uneh re gereichet, obgleich ein erzürnter Recenſent in der Monthly review ſie, wie ein Schul-exercitium, ſehr unanſtändig und läppiſch durchnimmt.

V. Vermiſchte Schriften.

1. The britiſh moraliſt; or young gentleman and Lady's polite inſtructor &c. 12mo, 2 Vols. 1771. d. i. Der britiſche Moraliſt ꝛc. Koſtet 6 S.

Dis Buch iſt beſonders zur angenehmen Unterhaltung und zur Bildung des Geſchmacks iunger Leute, vorzüglich iunger Frauenzimmer, abgefaſſet. Es beſteht aus einer Samlung von moraliſchen Erzählungen, Fabeln, Geſichten, Träumen, Allegorien u. ſ. w. Welcher 1) Regeln einer artigen Aufführung, 2) Vergleichungen alter und neuer Charaktere, und 3) eine kurze Vorſtellung der britiſchen Staatsverfaſſung, hinzugefügt

zugefügt sind. Die Stükke, woraus diese Samlung bestehet, sind wohl gewählt. Es sind Auszüge aus den besten heutigen moralischen Schriften eines Johnson, Shenstone, Goldsmith, Hawkesworth, Langhorne, Smollet, Sterne und anderer. Die, so entweder nicht Zeit haben, die Schriften dieser Männer ganz zu lesen, oder nicht Gelegenheit, sie sich anzuschaffen, werden dem Herausgeber für seine Mühe verbunden seyn.

2. The dedication of the temple of Solomon, a poëtical essay. By William Hodson, M. A. Fellow of Trinity college Cambridge. 4to, 1771. d. i. Die Einweihung des Tempels Salomo, ein Gedicht. Kostet 1 Schill.

Ein gewisser Seaton hat der Universität Cambridge eine Summe Geldes vermacht, davon die jährlichen Intressen, als

ein

ein Preis, demienigen gegeben werden, der das beste Gedicht über eine gewisse aufgegebene Materie verfertiget. Dismahl war es die Einweihung des Salomonischen Tempels, und Herrn Hodsons Gedicht ist gekrönet worden.

3. The fables of Flora. By William Langhorne. 4to. Kostet 3 S.

Herr Langhorne ist längst als Dichter unter den Engländern in Ruhm, und auch in dieser Schrift hat er denselben behauptet. Dichtkunst, schöne Schilderungen und Sentiment herrschen durchs ganze Gedicht.

4. The Village oppressed, a poëm. 4to. d. i. Das unterdrükte Dorf. Kostet 1 Schill.

Dis ist eine schlechtgerathene Nachahmung des Gedichts vom D. Goldsmith, das

das verlassene Dorf, davon wir im ersten und andern Stük dieser Sammlungen eine Uebersezzung gegeben haben.

5. Poems by the rev. Mr. Cawthorn, late master of Tunbridge school. 4to, 1771. d. i. Cawthorns Gedichte. Kostet 5 Schill.

Dis sind die nach dem Tode des Verfassers zusammen gesamleten Gedichte, die seinem Andenken rühmlich sind. Er hatte sich in seinem Leben schon als Schriftsteller, besonders durch seinen wohl aufgenommenen Brief Abälards an Heloisen, bekant gemacht.

6. Critical observations on the buildings and improvements of London. 4to, 1771. d. i. Kritische Anmerkungen über die Gebäude und Verbesserungen in London. Kostet 2 S. 6 P.

Dis ist eine mit vielem Scharfsinn und angenehmer Laune geschriebene Kritik, über sehenswürdige Gebäude, Statüen und öffentliche Plätze in London. Es herrscht eine sehr gerechte und muntre Satire in der ganzen Schrift. Man hat den bekannten Horaz Walpole für den Verfasser ausgeben wollen, aber der wahre Verfasser soll ein iunger Mensch, Namens Stewart, seyn, der vor kurzem in Diensten der Compagnie nach Ostindien gegangen ist.

7. Sentimental tales. 2 Vols. 12mo.
d. i. Sinnreiche Erzählungen. Kostet 5 Schill.

Diese Erzählungen sind in einer angenehmen unterhaltenden Schreibart abgefaßt, und scheinen vorzüglich zum Vergnügen des Frauenzimmers geschrieben zu seyn.

8. The

8. The Samians, a Tale. d. i. Die Samier, eine Erzählung. Kostet 1 Schill. 6 P.

Es wird die Geschichte einer Prinzessin von Samos und ihres Liebhabers, auf eine sehr gefallende Weise, erzählet.

Ende des dritten Stüks im ersten Bande.

Inhalt

Inhalt des dritten Stüks.

Seite

1. Betrachtungen über die englische Schaubühne. 3

2. Die Plane zweier neuen Schauspiele.
   1. Der Westindianer, ein Lustspiel. 18
   2. Clementina, ein Trauerspiel. 35

3. Auszug aus einer Schrift: Voltaire in the shades. 48

4. Beiträge zur Naturgeschichte.
   1. Von den Ursachen des Leuchtens der See. 102
   2. Ein besonderer Vorfall, wie iemand durch den Bliz vom Schlage genaß. 116
   3. Nachricht von dem Schneider-Vogel, nebst der Beschreibung eines indianischen Waldes. 124

5. Biographie.
   1. Beschluß der Lebensgeschichte D. Lardners. 131
   2. Whitefields Leben. 151
   3. Kurzer Abriß der Lebensgeschichte des Herzogs von Newcastle. 199

6. Nach-

6. Nachrichten von neuen Büchern.

1. Beschluß des Confessionals. 214
2. Apollonii Pergaei inclinationum libri duo. Restituebat Horsley. 241
3. Macpherson's introduction to the history of England. 243
4. Henry's history of Great Britain. 253
5. Weston's universal botanist and nurseryman. 259
6. The expedition of Humphrey Clinker. 264
7. Sermons to Doctors in divinity. 266

Kurze Anzeigen.

1. Gottesgelehrsamkeit.

Bulkley on the parables of our Saviour. 269
Jortin's sermons. 270
Clubbe's miscellaneous tracts. 271
Barker on baptism. Ebendas.
Findlay against Voltaire. 272

2. Weltweisheit.

Ferguson's institutes of moral philosophy. 273

3. Mathematik.

Emerson's cyclomathesis. 274
A short comment on Newton's principia. 277
Vyse's system of Arithmetic. Ebendas.

4. Ge-

4. Geſchichte.

History of the british empire in America. 278
Chronological ſeries of engravers. 279
Pilkington's dictionary of painters. 281
Cook's travels. 283
Miſcellaneous tracts relating to antiquity. 284
Bolingbroke's life. 285

5. Vermiſchte Schriften.

The british moraliſt. 286
Hodſon's dedication of the temple of Solomo. 287
Langhorne's fables of Flora. 288
The village oppreſſed. Ebendaſ.
Cawthorn's poems. 289
Critical obſervations on the buildings and improvements of London. Ebendaſ.
Sentimental tales. 290
The Samians. 291

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sammlung aus der neuesten britischen Literatur

Bd.: 1,3.

Bremen 1771
H.lit.p. 331-1,3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10814289-7